M. G. Saphir's Schriften.

Volks-Ausgabe

in 26 Bänden.

M. G. Saphir's Schriften.

Volks-Ausgabe

Dreiundzwanzigster Band.

Brünn, Wien und Leipzig.
Druck und Verlag von Fr. Karafiat.

Meine Memoiren.

Erstes Capitel.

Recept zu einer Selbstbiographie.

Nimm ein großes, schwarzes Küchenmesser,
Den Secirtisch hol' vom Krankenhaus,
Und daneben stell' zwei leere Fässer,
Salz und Pfeffer gehe dir nicht aus.
Schneide dann dich selbst in Stücken,
Und was Gutes an dir ist, das werfe fort,
Denn sich selbst zu loben, wird sich nicht schicken,
Davon glaubt man dir ja doch kein Wort!
Doch das Schlechte, was aus Leib, Gehirn und Seele
Du von dir herauszuschneiden nur vermagst,
Das nur nimm, füll' die Fässer, nichts verhehle,
Und man glaubt dir mehr noch als du sagst!
Dann bestreu', selbstverläugnend, heldenmuthig.
—Nicht mit Mandeln, Butter, Zucker oder Schmalz—
Diese Stücke, lebend, zuckend noch und blutig,
Schon mit Cayenna-Pfeffer und mit Salz.
Wenn du so, was du gethan, gefühlt, gedichtet,
Deines Lebens Inhalt und dich selbst dazu
Hast zerstückt, recht eingepfeffert, zugerichtet,
Dann erst sag' zum Publicum: „Greif zu!"

An der Schwelle meines sechzigsten Lebensjahres – welches am 8. Februar 1855 getagt hat, Gott und der Geldmangel erlaubten es, — sehe ich vor und zurück durch den langen Corridor von sechzig Jahren, durch den langen Lebensgang, — und sehe die Wiege und sehe den Sarg, und höre im Geiste meine Wiegenlieder und meinen Grabgesang, und an der Wiege steht eine Mutter mit dem Thränentuch des diesseitigen Kreuzganges und am Sarge steht ein Vater, ein ewiger Vater mit dem Lichte des jenseitigen Lichtganges!

In dem Maße, wie das physische Auge und Ohr im Alter kurzsichtig und schwerhörig wird, wird das innere Auge und Ohr weitsehend und scharfhörig, und jenes sieht alle Gestalten der Kindheit und Jugend, und dieses hört alle Kinder-Echos und alle Waldgesänge und alles Bachgeriesel aus dem Lande der Jugend! Und so liegt an der Ausgangsthüre aus dem Leben vor dem Menschen eine Auferstehung und hinter dem Menschen eine Auferstehung, und der sterbende, der absterbende Mensch steht zwischen zwei Auferstehungen, und bevor die Seele der Auferstehung vorwärts zustrebt, pilgert Herz, Geist, Erinnerung so gerne noch einmal zurück zur Auferstehung des vergangenen Lebens und die Seele wird zur Willi und aus den Gräbern der Vergangenheit steigen die Gestalten als lauter Willis heraus und tanzen mit ihm den langen, süßen, tödtlichen Brauttanz!

In meinem sechzigsten Jahre geh' ich daran, meine Lebensgeschichte niederzuschreiben.

Für wen?

Wozu?

Für wen? Nicht für Diejenigen, die fragen: wozu? — Wozu? Nicht dazu, daß man frage: für wen?

Ich und die Maria Stuart wir sind „viel geliebt und viel gehaßt" worden; sie ist viel gehaßt worden, weil sie — schön war, deshalb bin ich gottlob nicht gehaßt worden!

Für die, so mich geliebt, für die, so mich gehaßt, schreib' ich meine Lebensgeschichte nieder, auf die Gefahr hin, daß mich nach Lesung meiner Biographie jene so mich lieben, weniger lieben und die so mich hassen, weniger hassen dürften! Die zweite Gefahr ist die größere!

Wozu? Zum Besten meines Ichs! Das „Ich" muß, wenn es lange liegt, aufgeschaufelt werden, es muß gewendet werden, dann sieht es eine lange Zeit aus wie neu, wie frisch!

Wenn der Mensch seinen inneren Menschen bei den Ohren aus sich herauszieht, und ihn vor sich hinstellt und ihn betrachtet und beschaut von der Vergangenheit bis jetzt, so findet er, wie beim Ausziehen aus einem Quartier, so manches Verlorene, Vergessene, so manchen verlegten Schlüssel zu dem Räthsel seines jetzigen Menschen, so manche alte Rechnung der Jugend, welche das Alter jetzt bezahlen muß!

Kein Mensch, kein Individuum ist so unbedeutend, daß seine Lebensgeschichte nicht irgend etwas Interessantes für den denkenden Leser, für den Menschenstudierer enthielte, so wie kein Individuum physisch so klein ist, daß die Anatomie seines Körpers dem denkenden Arzte nicht immer noch neue und interessante Entdeckungen gewährte.

Man wird sagen: „Wie kömmt der Mann dazu, seine Biographie zu veröffentlichen? Dazu haben nur berühmte Leute ein Recht!"

Gerade im Gegentheil! Berühmte Leute sind sicher, an der Tafel der Nachwelt stets einen der ersten Plätze zu finden; unberühmte, wenn sie mit an die Tafel kommen wollen, müssen selbst den Platz belegen!

Ruhm! Was ist Ruhm? Ist es der Kranz, einer Tänzerin geworfen? das Ständchen einer Sängerin? Ist's der Lärm eines Triumphzugs? Ist's der Duft eines Festessens? Ist es der Strahl eines Ordenssterns?

Oder ist Ruhm der Kranz, vom Genie mit Thränen begossen, mit Schmerzen gewunden und unter rieselndem Herzblut auf den Knieen erbettelt? Ist es die Dornenkrone des Erlösers? Ist es der Gralsbecher, bewacht von Unholden und Drachen und bebeschützt vor Entweihung? Ist's die Bluttaufe großer, zerrissener Geschicke?

Ruhm?! Wer theilt ihn aus? Ein hirnloser

Buchhändler! Lendenlahme Lexiconsartikel um 2 fl. bestellt!

Ruhm?! Wo ist er zu haben? Auf dem Markt, wo die Theaterkränze gewunden werden; in Journalen, wo Buben zu Gericht sitzen und wo Leidenschaft und Eigennutz die Taxatoren des Ruhmes sind!

Ruhm?! Wann ist er zu haben? Wenn an dem Fleisch und Gebein des Menschen die Würmer oben den Würmern unten Platz machen!

Ruhm?! Was ist von ihm zu haben? Ein Lorbeerblatt, angefressen von den Galläpfeln des Neides und durchnagt von der unsterblichen Scheelsucht!

Ruhm?! Welches sind deine Früchte? Wenn's hoch kömmt, ein Monument nach dem Tode, collectirt im ganzen lieben Vaterlande, die Person zu sechs Silbergroschen ohne Wein!

Selber ist der Mensch sein Ruhm! Sein Leben ist sein Monument und seine Thaten oder Werke machen den Kranz, den er noch lebend auf seinen Grabstein setzen muß!

O gebt! gebt! gebt den Lebenden! gebt den lebenden Talenten Raum und Ruhm! Gebt dem Talente, gebt, o gebt, ihr Großen der Erde, gebt den Stern, so lang ihn der Augenstern noch sehen kann! Gebt, o ihr Menschen, gebt der Liebe, gebt der Jugend, gebt der Hoffnung, gebt der Kraft, gebt dem Streben, gebt wieder Liebe, Ermunterung, Antheil!

Gebt, o gebt, ihr Leser und Richter und Ruhmaustheiler, gebt dem Talent, gebt dem Verdienst, gebt dem Geist Anerkennung, Hingebung, gebt ihnen den Kranz auf's Haupt bevor es einsinkt, gebt ihrer Seele den Ruhm, bevor sie sie aushauchen!

O gebt, gebt, gebt gleich und nicht immer später! Gebt der Jugend, so lang sie grün ist und wartet nicht, bis sie welk wird! Gebt dem Talent, so lange es frisch und wartet nicht, bis es siech wird! Gebt dem Alter und wartet nicht, bis es todt ist!

Diese Biographie ist das Monument, das ich mir selber setze:

„Hier liegt M. G. Saphir wie er leibte und lebte, und wie er zu Tode gelebt wurde!"

„Wie er leibte und lebte?" Wirklich? Zum Sprechen ähnlich? Nicht geschmeichelt? Nichts verheimlicht? Nichts beschönigt? Nicht blos als Engel mit Flügeln am Kopf, nicht nur Bruststück, sondern ganze Figur mit Pferdefuß und Leichdorn?

So nehm' ich mir's wenigstens vor!

Allein kein Mensch weiß wie er inwendig aussieht, selbst wenn er in sich geht! Der Mensch hat eben so wenig ein ganz richtiges Urtheil über seine geistige und moralische, als über seine wirkliche Physiognomie! Kein Mensch kann sich seine Nase gegenüberstellen und diese Nase beurtheilen; seine Nase im Spiegel ist eben seine Nase mit ihm, seine Nase als Abstractum kann er nicht ganz genau beurtheilen.

eben so wenig seinen Geist, sein Gefühl, seine innere Nase, die Seele, das innere honestamentum faciei!

Ich kann dem Leser nur sagen, daß ich den besten Willen habe, mich eben so unverholen zu tadeln, als ungenirt zu leben, meine Leberflecken mit keinem Schönpflästerchen zu bedecken, die innern Höcker, die doppelten Glieder des Guten und Schlimmen in mir eben so zu enthüllen, wie meine Schönheiten und Liebenswürdigkeiten, und das Nest von schlimmen Gästen in mir eben so offen zu beleuchten, wie das Paradezimmer für meine glänzenden und guten Eigenschaften! Uebrigens ist's nicht möglich, daß man sich selbst so weh thut, wie Einem ein Anderer thut! Ich werde in mein Fleisch hinein schneiden, da wo es wild ist, aber ich werde dabei stehen und zu mir sagen: thu' dir nicht zu weh' und streue ein wenig Zucker darauf!

Der Leser weiß ohnehin so ziemlich, daß Mamsell Eigenliebe ihr Näschen überall darein steckt und das Gute noch besser herausputzt, und daß Herr Urian einen langen Mantel umhängt, um den Pferdefuß zu beschönigen.

Leser und Kritiker werden sich schon selbst ihr Urtheil bilden; sie werden von der Biographie abziehen, was der Egoismus, oder der Witz, oder die falsche Scham, oder die Bemäntelung, oder die Leidenschaftlichkeit übertrieb oder unterschätzte, was zu licht oder zu dunkel gemalt ist; sie werden abziehen,

was ihnen ihr richtiger Instinct anzeigen wird, und so dürfte ihnen am Ende ein ziemlich richtiges Nettobild verbleiben.

Die historische Ruhe eines Lebensbeschreibers darf man bei mir nicht suchen. Zu bedenken ist nur, daß Zeit und Ort, und der Umstand, daß mehrere Personen, die besonders hier in Wien die ersten Einschläge in meinen Lebensfaden machten, noch am Leben sind, zu tausenden Rücksichten und Umschreibungen mich zwingen dürften.

Die Geschichte meiner Literaturlaufbahn und mein persönlicher Lebensinhalt sind nicht sowohl durch bedeutende Ereignisse und große Geschicke als durch Herzbegebenheiten und Gefühlsgeschicke in meinem Herzen innig verwachsen und in mein Gemüthsleben zusammengezweigt.

Wer seine eigene Lebensgeschichte schreibt, unternimmt ein Geschäft, das er nicht zu Ende führen kann, der Tod eines Menschen gehört mit zu seinem Leben, seine Todesgeschichte ist oft der Commentar seiner Lebensgeschichte. Also wer seine Lebensgeschichte schreibt, weiß, er übernimmt ein Bruchstück, das letzte Capitel seines Werkes kann er nicht schreiben, und welche trauernde Feder wird bei meiner Todesanzeige wie eine Witwe anzeigen: „Uebrigens setze ich das Geschäft (der Lebensbeschreibung) nach seinem Tode fort?“ — Das ist traurig und schadet! Wie oft widerlegt nicht eine Sterbestunde den ganzen

Lebenslauf eines Menschen! Traurig, denn wie oft ist die Minute des Todes das Siegel oder der Widerruf eines siebzigjährigen Ruhms, Charakters oder Lebensinhalts! Und schade, denn gerade seinen Tod würde der Selbstbiograph oft mit der größten Satisfaction beschreiben, d. h. nicht sowohl seinen Tod als seinen Leichenzug, sein Begräbniß, seine Leichenrede, und wie dieser Moment gerade der schönste, der froheste seines Lebens war, und wie viel Freunde der Selbstverblichene hatte, und welche Lobeserhebungen der Selbstdahingeschiedene erhielt, und wie viel leere Trauerworte und leere Trauerkutschen dem Selbstverewigten nachfolgten u. s. w.

Es wäre so angenehm, besonders für den freundlichen Leser, wenn der Mann, der seine eigene Lebensgeschichte schreibt, diese Geschichte gleich mit dem Ende, mit seinem Tode anfangen könnte, so wie man einem zubereiteten Häring den Schweif in den Mund steckt, wodurch die ganze Geschichte gleich ein Sinnbild der Ewigkeit bekömmt, ein Anfang, welcher sein Ende in den Mund nimmt!

Ich habe halb und halb auch diese Vorkenntniß zu meiner Selbstbiographie mitgebracht; man hat mich oft todt gesagt, allein es kam nie bis zum Leichenzuge und bis zur Grabesrede, was mir fast eben so leid thut, wie vielen meiner Freunde, denn die Sargwand ist die einzige Wand, hinter welcher der Horcher nicht die „eigene Schand" hört.

Allein es ist nun einmal nicht zu ändern, ich beginne das Werk, das ich nur fortsetzen, aber nie enden kann.

Bei dem Lesen dieser Selbstbiographie wird sich der Leser nach und nach gerade an meinen Styl, an meine Darstellungsweise, an die Buntheit meiner Zeilen gewöhnen müssen. Ich schreibe keine Abhandlung, keine Kritik meines Lebens, ich lüfte nur 60 Lebensjahre aus, hänge sie an Luft und Licht, und halte bald einen Sermon, bald eine Xenie, bald eine Betrachtung, bald eine Erzählung, bald ein Lachen, bald ein Weinen.

Der Leser muß sich an meine Darstellungsweise gewöhnen, hab' ich mich doch auch an den Leser, und nicht ohne Mühe, gewöhnen müssen.

Ich schöpfe aus dem Brunnen der Vergangenheit; wie die beiden Eimer „Phantasie" und „Erinnerung" gerade leer, voll oder halbvoll auf und nieder steigen, so schütte ich ihren Inhalt aus. Ernst und Scherz, Salz und Pech, Champagner und Zuckerwasser, Thränen und Lachen, Gedanken und Gedankenloses, Naives und Bizarres, Anekdoten und Contemporatives, Daten, Facten, persönliche Schilderungen, satyrische Zwischenspiele kurz Bäume und Pflanzen, wie sie in meinem wildwachsenden und von keiner pedantischen Gartenschere und steifen Wänden geformten Phantasiegarten emporwuchern.

Der Styl ist der Mensch, in einer Selbst-

biographie ist die erste Bedingung, daß der Mensch sich ungenirt, also auch der Styl sich ganz als der Mensch präsentire und im Style selbst liegt ein gut Stück Characterzeichnung des Lebensbeschreibers.

Zweites Capitel.

Ich werde die volle und detaillirte Geschichte meiner „Kinder- und Knabenjahre“ in meinen „Memoiren“ ganz und ausführlich geben, wenn ich sie aus diesen Blättern einst zum „Buch,“ zum selbstständigen Werk erhebe. Hier werde ich davon nur wenig, nur so viel geben, als gerade nöthig ist, um nicht mit der Thüre in's Haus zu fallen und um die unerläßlichen ersten Lineamente meiner Lebenslaufbahn anzudeuten.

Rousseau hat seine Lebensgeschichte zu „Bekenntnisse“ gemacht. Er hat einen Diebstahl von sich bekannt. Er hat sich öffentlich an's Kreuz geschlagen. Aber wer sich selbst an's Kreuz nagelt, ist noch kein Märtyrer, man muß an's Kreuz genagelt werden.

Und wie hat man Rousseau's Bekenntniß aufgenommen?!

Man hat ihm diese Selbstbeschuldigung kaum geglaubt! Viele haben ihn von dieser Selbstanklage los-

gesprochen, aber nur deshalb, um ihm dafür ein doppeltes Laster aufzubürden: „Lüge aus Eitelkeit!"

Wie viel Schriftsteller giebt es, die keinen Diebstahl zu bekennen hätten? Ein Gedanke, ein Einfall, eine Idee und andere dergleichen Kleinigkeiten, welche Schriftsteller einstecken, wenn sie bei einem andern Buche einen Besuch machen?

In dieser Beziehung aber ist Niemand ein größerer Dieb als das Publikum, die Menschen, alle Menschen. Fast Alle geben die Gedanken Anderer aus, fast Alle leben von fremdem Geisteseigenthum; fast jeder Mensch spricht, was er gehört oder gelesen hat!

Ich schmeichle mir, keinen Diebstahl zu bekennen und damit keine Lüge zu sagen.

Kein „Verbrechen" hab' ich zu bekennen, aber einen „Geburtsfehler!" Ich bin nämlich von Geburt ein — Jude.

Ich könnte sagen: Ein „Israelite" oder „mosaischer Religion," aber „Hühneraugen" bleiben „Hühneraugen," auch wenn sie unter dem Namen „Leichdörner" unter die Leute geben.

Als Jude geboren werden ist jetzt, nachdem die Fackel der wahren Aufklärung von Kamtschatka bis weit über Hessen-Cassel hin leuchtet, blos ein „Geburtsfehler;" vor 25 Jahren war es noch ein „Geburtslaster" und vor 60 Jahren war es ein „Geburtsverbrechen!"

Dieses „Geburtsverbrechen" machen alle nach-

träglichen Processe und Appellationen nicht ungeschehen, und höchstens wird man davon — ab instantia losgesprochen!

Börne, Heine und ich sind mit diesem Geburtsfehler auf die Welt gekommen. Wir haben ihn alle drei operirt.

Wer am ersten? Das mag man aus folgender wahren Anecdote entnehmen:

Im Jahre 26—27 waren wir eines Abends in Frankfurt am Main zusammen, Börne, Heine und ich. Wir sprachen vom Judenthum und Christwerden.

Börne in seiner großartigen Gesinnung, Börne in seiner offenen und redlichen Wahrheitsliebe, er hat nie geleugnet, daß er ein Jude war, er sagte mir an demselben Abend: „Der ist mehr Christ, der sich das Christenthum erworben hat, als der es geerbt hat; so wie der mehr Verdienst hat, der sein Vermögen erworben hat, als der es geerbt hat."

Börne war nicht nur von lauterem, über das kleinliche Urtheil des Vorurtheils erhabenem Character, sondern er war auch praktisch genug zu wissen, daß man einen Höcker und einen gestohlenen Hecht durch die Mühe, sie zu verheimlichen, am meisten verräth.

Heine sträubt sich mit Händen, Füßen, Federn und Liedern dagegen, daß er ein Jude ist, er spricht nur von seinen jüdischen „Vorfahren," von seinen Voreltern, die Juden waren.

Ist das nicht kleinlich von so einem großen

Geist, ist das nicht dumm von so einem klugen Kopf?

Zur Strafe für diese seine Albernheit mag hier ein Brief aus der „Leipziger Judenzeitung" (Nr. 47, 20. Nov. 1854) stehen.

„Hamburg, 9. November. (Privatmitth.) Ich erhalte soeben die Nr. 44 und beeile mich, Ihnen zu bemerken, daß Heinrich Heine bis ungefähr in sein 24. Jahr ein Jude war. Ich habe ihn noch als Juden gekannt, und zwar als etablirten Kaufmann im englischen Manufacturenfach. Er brachte den ganzen Tag im Alsterpavillon zu und ich erinnere mich nicht, ob er am Ende caput ging, oder ob er mit Hilfe seines Onkels, Salomon Heine, noch davon kam. Ein Mäkler in diesem Fach, Namens Joseph Friedländer, hatte ihn eingeklagt, und er rächte sich, indem er ihn in seiner ersten Reiseskizze als den „in Hamburg noch immer ungehängt herumgehenden Manufacturwaaren-Mäkler" bezeichnete. Hernach studirte er, und ich erinnere mich noch, wie entweder vor oder bald nach seiner Promotion der selige Wohlwill, der ihm sehr befreundet war, fast mit Thränen erzählte, Heine habe sich taufen lassen. Es hat hier in Hamburg lange gedauert, ehe wir ihn anders als wie einen genialen Gassenjungen zu betrachten lernten. Seine Mutter, wenn sie noch lebt, ist bestimmt noch Jüdin, und seine Schwester Madame

Lottchen Moriz Ebden, ist mit ihren zahlreichen Kindern ebenfalls Jüdin.“ —

Ich kam mit diesem Geburtsfehler am 8. Februar 1795 in Ungarn, im Stuhlweißenburger Comitat in einem Dorfe zur Welt, d. h. zur damaligen Welt, in einem Dorfe, dessen Namen die Nachwelt mir zu Liebe nicht auswendig lernen wird: — „Lovasbérény.“

Wer in einer großen Stadt geboren und erzogen wird, der hat keine Jugend-Erinnerung, keine Kindheits-Auferstehung! Seine Erinnerung bringt ihm nur Menschen, Häuser, Steine, Lehrer, Schulkameraden, Prämienbücher, Prügel und höchstens einen Weihnachtsbaum! Seine Wiege stand eingemauert, sein Rollwägelchen rollte zwischen vier Wänden umher u. s. w.; wer in einer großen Stadt geboren ist, der sehnt sich in der Fremde, im Alter, wohl nach seiner Heimat, aber nicht nach seinem „Geburtsort;“ sein Geburtsort wird von der Phantasie, von der Erinnerung mit nichts ausgestattet, nicht mit Romantik, nicht mit Poesie.

Nur wer auf dem Lande, in der Natur, so zu sagen unter freiem Himmel geboren worden ist, bei dessen Geburt die Bäume ihre Zweige als Geburtszeugen zum Fenster hereinsteckten, an dessen Wiege die Vögel des Waldes ihr „Eiapopeia“ sangen, der zu den ersten Kindergespielen die Turteltaube auf dem Dache, den Storch auf dem Kirchthurme, die Perlhühner im Hofe hatte, wer vom Echo der Berge, vom

Rauschen des Waldes reden lernte, wer mit den Dryaden des Waldes, mit den Nymphen des Baches auferzogen wurde, wer auf dem Sticktеppich der Wiesen gehen lernte, wer als Kind am großen Teich mit den plätschernden Enten Krieg führte, wer mit andern Kindern auf Bäume kletterte und flinke Eichhörnchen fing, u. s. w., nur der hat in seiner Phantasie eine Landkarte seines Geburtsortes mit grünen, rothen und bunten Farben, mit Landeszungen aus dem Lande der Kindheit, mit allen Grenzen vom Säugling zum Kind, vom Kind zum Knaben; nur der hat in der Fremde Sehnsucht nach seinem Geburtsort, nur vor dem liegt er in der Phantasie wie eine Opferwolke, nur dessen Erinnerung hat Heimweh nach dem Orte, wo er das Licht der Welt erblickte.

Sehr romantisch aber ist die Gegend, in welcher Lovasbérény liegt, nicht; und ob sein Klima besonders humoristisch ist, bezweifle ich auch! Es brachte zu jener Zeit nichts hervor als „Müßiggänger" und „Zigeuner;" zwei Naturproducte, die dem künstlichen Communismus in die Hand arbeiten.

In meiner Kindheits-Erinnerung nimmt das „G'schloß" in Lovasbérény eine riesige Stelle ein.

Es war dieses das Schloß des Gutsbesitzers Grafen von Cziraky, in welches man wie in jenes Zauberschloß nicht einmal mit Flügeln zukonnte. Der Garten war mit einem Graben umgeben, und am Thore lagen Hunde und Haiduken von gleicher Geistes-

tiefe, die es einem Menschenkinde schon zweihundert Schritte weit abrochen, ob sein Ahnher von dem Thiere aß, von welchem sich die damaligen Haiduken nur durch den stets fünfundzwanzig-fertigen Stock unterschieden.

Ich habe auch von jenem Schloß nur das rothe Dach in Erinnerung und von dem Zaubergarten nur das, was alle „Schabbes" von anderen Judenmädchen erzählt wurde, die in diesen grabenumgürteten, haidukenbeschützten und hundebewachten Park eindringen wollten und von der Besatzung glorreich hinausgesetzt oder geprügelt wurden.

Der Besitzer des Gutes selbst war selten da, und in seiner Abwesenheit schalteten drei Landvögte, drei Natur-Geßler über Ort, Volk, Juden, Zigeuner und Gartengraben-Uebertreter, Ueberspringer und Ueberspringerinen. Diese drei Land- und Natur-Tyrannen waren ein „Hofrichter," Tyrann Nr. 1; ein „Rentmeister," Tyrann Nr. 2; und ein „Ischpan" („Gspann" oder „Kastner"?) Tyrann Nr. 3.

Mein Geburtshaus, wenn man ein langes Gemauerwark mit Rohrdach, in welchem an dreißig Familien wohnten, so nennen will, hieß „die Fabrik."

Drittes Capitel.

Die Mischung von Güte, Gemüth, Wohlthätigkeitssinn und Gastlichkeit mit Herbheit, Eigensinn,

Trotz und zorniger Unbändigkeit, die in meiner Individualität Wand an Wand athmen und abwechselnd über meine Stunden und Tage, über Schritte und Worte herrschen, habe ich wohl von meinem Elternpaare.

Meine Mutter Charlotte, mit dem Familiennamen Brüll, aus Preßburg, war das lebendige Princip der Liebe, der Milde, der Wohlthätigkeit, der Gastfreundschaft und Duldung überhaupt. Ich erinnere mich ihrer, die ich in meiner frühesten Jugend verlor, wie man sich einer Traumgestalt, eines Traumengels erinnert. Sie war schwach und kränklich, blaß und leidend Sie trank den Wermuth, der ihr in den Lebensbecher gegossen wurde, sie aß das Salz, das ihr in die Lebensschale geschüttet wurde, mit wahrhaft christlicher Demuth, Geduld und frommer Ergebung.

Das Andenken an alle Liebe, an alle Liebkosung, an alle Zärtlichkeiten, an alle Tröstungen, mit welcher sie die dornen- und schmerzvollen Stunden meiner Kindheit überdeckte, durchmilderte und linderte, geht durch mein Leben mit mir wie ein unsichtbarer Wemuthsgenius, der mit rückwärts gewandtem Gesicht lächelt und weint.

Ein Beweis, wie dieses Andenken in der tiefsten Tiefe meines Seins eingefestigt ist, mag folgender Moment aus meinem spätern Leben zeigen.

Als ich nämlich 9—10 Jahre alt war, war ein großes „Talmud-Examen“ bei dem bürgerlich be-

fugten „Rabbi Lebisch,“ Doctor der angewandten Ochsenziemer und Magister der ununterbrochenen Prügel!

Meine Wenigkeit bekam von ihm am Anfang jeder Woche, ohne alle Rechtsgründe, ohne Verhör und Urtheil eine Tracht Prügel anticipando, und auf die Klagen meiner Mutter sagte er: „Ich schlag’ ihn deßhalb, weil ich weiß, daß er die ganze Woche nichts lernen wird und am Freitag doch Alles besser wissen wird wie alle Anderen!“ Diese schmeichelhafte Vorprüglung währte aber die ganze Woche lang!

So wie die jüdische Kochkunst nur aus zwei Dogmen besteht: „Mandeln und Zibeben,“ so besteht der jüdische Talmud-Unterricht nur in zwei Dogmen, in „Schelten und Schlagen!“

An einem solchen Freitag, der einem Sonntag folgte, an dem mein Rücken einen besondern braunen und blauen Montag feierte, ging ich aus dem großen General-Talmud-Examen hervor wie ein junges ruhmvolles Spanferkel, braun und glänzend! Der Ruf meines Sieges über 48 oder 50 andere Talmudlinge war mir vorausgeeilt, und als ich nach Hause kam, liebkos’te mich meine Mutter, band mir ein neues blaues Halstuch um den Hals, tröstete mich, legte die Hand auf meinen Kopf und sagte: „Ich bin versichert, Gott wird dich hundert Jahre leben lassen!“

Dieser Augenblick der mütterlichen Zärtlichkeit und Segnung blieb mir, sonderbarer Weise genug, vor Allem im Gedächtniß.

Im Jahre 1831 lag ich in München am Nervenfieber todtkrank darnieder. Ich war ganz entmuthigt und fast apathisch. Se. Majestät der König Ludwig schickte mir in seiner hochherzigen Theilnahme seinen Leibarzt Dr. Wenzel, den ich aber in meiner Stumpfheit nicht anhören wollte.

Ungefähr in der zwanzigsten Nacht meiner Krankheit lag ich im Zustande voller Betäubung und Seelenlichtlosigkeit, das Zimmer war von einer Nachtlampe matt erhellt und Freund Jerrmann war an meinem Bette eingeschlummert.

Da hörte ich die Zimmerthüre leise aufgehen, meine Mutter trat herein, so wie sie an jenem Freitag vor mir stand, ein lichtblaues Kleid, in einer bunten, alles Haar verbergenden Haube, mit zwei breiten Seitenflügeln, in der Hand hatte sie ein blaues Halstuch wie dazumal, sie beugte sich über mich, band mir das blaue Tuch um den Hals wie dazumal, tröstete mich, legte die Hand segnend auf mein Haupt und sagte wie dazumal: „Ich bin versichert, Gott wird dich hundert Jahre leben lassen!" und verschwand.

Diese „Vision" oder „Fieberphantasie" machte eine wundersame Wirkung auf mich. Es schien mir kein Wunder, ich dachte nicht darüber nach, ja mir fehlte sogar die klare Erkenntniß, daß meine Mutter todt ist, allein von diesem Augenblicke an kehrte eine unerklärliche Beruhigung, eine solche fromme Zuversicht in mein ganzes Wesen ein, es wurde klar und licht

in mir, die Dumpfheit meines Zustandes war wie eine Decke weggehoben. Von dieser Minute an war ich ein Anderer und selbst mein Arzt fand am Morgen darauf, daß eine ganz wohlthuende Nervenumstimmung bei mir stattfand, und von da an genas ich.

Bei dieser Gelegenheit sei eine an diese Krankheitsgeschichte geknüpfte Anecdote erzählt. Nachdem ich schon mehrere Tage ausging, begegnete ich im „englischen Garten" Sr. Majestät dem König Ludwig. Nach seiner Gewohnheit herablassend und gütig, geruhte Se. Majestät mir zur Genesung Glück zu wünschen und fügte hinzu: „Aber warum haben Sie denn meinen Arzt nicht haben wollen, haben Sie kein Vertrauen zu meinem Leibarzt?"

Ich verneigte mich ehrfurchtsvoll und erwiederte: „Nein, Euer Majestät! Zu dem Leibarzt Euer Majestät habe ich kein Vertrauen, denn er ist gewohnt Unsterbliche zu behandeln!"

Mein Vater, Gottlieb Saphir, war eine stattliche, imposante Gestalt, er war ein Mann voll des schärfsten Verstandes, im Besitze eines wunderbaren Scharfsinnes, so daß er — er bekleidete das Amt eines Oberlandes-Steuer-Einnehmers der damaligen Kopfsteuer, „Malkegeld" geheißen — von einem großen Umkreise der Bewohner der umliegenden Comitate in allen Dingen zu Rathe gezogen wurde.

Er besaß ungewöhnliche Kenntnisse und war wegen seiner hohen Redlichkeit und Charakterlauterkeit

allgemein sehr geachtet und geschätzt. Uebrigens war er, bei aller Geistesfülle, orthodoxer Jude; die finsteren und marternden Auslegungen der jüdischen Gesetze fanden an ihm einen fleißigeren Befolger als die heiteren und genußerlaubenden.

Lachen war bei ihm fast antireligiös. Wir Kinder bekamen selten die „Erlaubniß zum Lachen."

Auf unsern Unterricht verwendete er viel und gern, natürlich im „Talmud" und „Bibelstudium." Seine höchste Sorgfalt verwendete er darauf, uns „schön schreiben" lernen zu lassen!

Da fand er nun an mir, seinem Benjamin, leider eine Quelle von Verdruß und Betrübniß!

Die jüdischen Schriftbuchstaben sind viel malerischer, viel charaktervoller als die deutschen. In der deutschen Schrift kann man die Buchstaben eines ganzen Wortes verbinden, sie in einem Zug hinschreiben; jedes Wort ist eine verbundene kleine Gemeinde. In der jüdischen Schrift muß jeder Buchstabe für sich allein hingestellt werden, jeder Buchstabe ist ein „Balbohs" (Hausbesitzer) für sich.

Mein Vater hatte Lieblingsbuchstaben, z. B. das „K" („Kuhf,") das „P" (Pee,) das „n d" (nun-dallet) u. s. w.

Diese drei Buchstaben waren meine ärgsten Feinde auf der Welt! Wenn ich ein „Pee" machte, schien es mir Gesichter zu schneiden, mich anzugrinsen

und anstatt das es, fertig gewunden, aussehen sollte wie eine Boa Constrictor, die sich zirkelmäßig zusammenrollt, sah es aus wie ein verdorbener Krautstrudel, der in seiner Entwicklungsperiode doppelte Glieder bekam und sein Dasein zwischen Pantoffel- und Pudelmützen-Gestalt hinfristete!

So oft mein Vater ein solches naturwidriges „Pee“ sah, wie es aus dem schwarzen Rachen meiner Feder auf das Papier hintrat, seufzte er tief über die Entartung meiner Menschenwürde: „Wer ein solches „Pee“ macht, wird sein Lebtag kein ordentlicher Mensch!“

Also dieses „Pee“ ist Schuld, daß ich ein Schriftsteller wurde!

Meine historisch-literarische (! !) Bildung aber bekam ich als Kind bei meinem Großvater, und das hängt mit „Josephus (Flavius) und Alexander von Macedonien“ wie folgt zusammen.

Viertes Kapitel.

Mein Großvater hatte besondere Zärtlichkeit für mich; ich war nämlich sein jüngstes Enkelchen.

Seine Zärtlichkeit manifestirte sich glänzend! Er besaß bei seinem Hause einen Garten, der mein Paradies war. In diesem Paradiese stand auch ein Apfelbaum, welcher kostbare Aepfel trug.

Wenn nun mein Großvater von Zärtlichkeit überfallen wurde, durfte ich mit ihm in's Paradies gehen und dort auf den Baum der Erkenntniß klettern und einen — zwei Aepfel vom Zweig brechen.

Aber der Drang nach Erkenntniß in mir war stärker als der Befehl: „nicht mehr als zwei, oder ich jag' dich mit der Stange herunter!" Die Scene endete gewöhnlich mit Vertreibung aus dem Paradiese. Aber ich war ein kleiner Trutzkopf!

Mein Großvater besaß den Josephus (Flavius) mit hebräisch-deutschen Lettern, und ich mußte ihm denselben vorlesen! An jedem Abend nach einem „verlornen Paradiese" wurde ich so stockheiser, daß ich den Josephus nicht vorlesen konnte.

Dann gingen die Unterhandlungen an, die gewöhnlich damit endeten, daß ich für den kommenden Tag freie Aepfelfahrt zugesagt bekam und ein kupfernes Fünfzehnkreuzerstück als Kriegsentschädigung.

Dann begann die historische Prälection und mein Großvater hörte mit derselben Aufmerksamkeit die vielleicht zum zwanzigsten Male wiedergelesene Geschichte von der Zerstörung Jerusalems und wie „wegen ein Hendel Jerusalems Tempel ist zerstört worden!" Jedesmal überzog tiefe Wehmuth das Antlitz meines Großvaters bei dieser wundersamen, von „Josephus" historisch beglaubigten Thatsache! „Wegen ein Hendel!" lamentirte er beständig!

Wenn ich damals schon so ein witziger Gelehrter

und so ein gelehrter Witziger gewesen wäre wie jetzt, so hätt' ich ihm gesagt: „Lieber Großvater! kleine Ursachen, große Wirkungen! Wegen eines Apfels ist der Tod auf die Welt gekommen, wegen ein bischen Linsen ist ein großer Völkerstreit entstanden, wegen „ein Hendel" ist Jerusalem und wegen „ein Gansel" Troja zerstört worden!"

Während mein Geist auf diese Weise den ersten Trank aus dem Busen der Weltgeschichte sog, bekam meine Phantasie und mein romantisches Herz einen abenteuerlichen Grundgeruch durch den alten Kammerdiener der Grundherrschaft von Lovasberény. — Er war nahe an achtzig Jahren und war auch „Lovasberényer Postmeister," aber nur einmal die Woche, wenn die Briefe für meine sämmtlichen Contemporains, von Totis, glaub' ich, abgeholt und die Briefe ausgetheilt wurden.

Er war Tyran de Lovasberény No. 4, er ließ stundenlang auf die Briefe warten, oft sagte er: „Packt Euch zum Teufel und kommt morgen wieder." Dieser Tyrann war aber auch Romantiker, er besaß eine Bibliothek! d. h. ein einziges, dickes, einbandloses Buch ohne Titelblatt. Es waren „Historien," „Märchen" wie ich jetzt glaube. Er war passionirt, sie vorzulesen; und so entflammte sich meine Phantasie an zwei Erzählungen: „Der grüne Serpentino" und „die Prinzessin Lerrinette."

Ich saß stundenlang mit geschlossenen Augen und hörte auf die peinlich verwickelten Geschichten.

„Der grüne Serpentino“ war ein grausamlich garstiges Mannsbild mit grünen Haaren. Er war der einzige Sohn eines mächtigen Königs; so grausamlich häßlich er war, ebenso grausamlich tugendhaft, ritterlich und edelmüthig war er. Er liebte die einzige Tochter des mächtigen Königs Zamaburgo, aber die böse Fee „Fanferlüsche“ hat ihm grüne Haare geschenkt, damit ihn kein weibliches Wesen liebe. Aber Liebe ist stärker als Feen, in den Augen der echten Liebe sind rothe Haare, blonde Haare und grüne Haare gleich! Die Prinzeß Brambilma liebte den grünen Serpentino, der für sie erst durch einen brennenden Wald in eisernen Stiefeln ging und ich weiß nicht mehr zu wie viel Riesen und Drachen sagte: „Allez-vous-en!“ und sie dann in denselben brennenden Wald trieb und ihre Herzen auf einem Spieß von „Glasgold“ (?) an Brambilma übersendete.

Die „Prinzessin Lerrinette“ war eine wunderschöne Prinzeß, die auch von einer bösen Fee in ein Unthier verwandelt wurde, bis zum Leib reizendes Weib, dann bis zu den Beinen Klapperschlange und das Piedestal eines Donaukarpfen! Sie wohnte in einem gläsernen Kürbiß, in welchem sie auf das Rührendste sang und Zither spielte. Die Erlösung sollte dem gelingen, der sie aus dem Kürbiß befreit, ohne sie zu berühren und den Kürbiß zu beschädigen.

Mit brennender Neugier lauschte ich athemlos der Lösung, da — o entsetzliches Geschick! — alle

Blätter fehlten bis zum Anfang der Erzählung „Einunddreißigel!“

Meine Tage und Nächte waren nun bevölkert mit „grünen Serpentino“ und „Prinzessin Lerrinette!“ Fieberhaft dachte ich nach, wie ich noch die Prinzessin aus dem Kürbiß holen könnte, ohne den Kürbiß zu zerbrechen, und ich erinnere mich sehr gut, daß ich an großen wirklichen Kürbissen verschiedene Versuche und Kaiserschnitte machte.

In jedem Mädchen sah ich eine Lerrinette und ich war der „grüne Serpentino!“ Ich hätte eine Welt darum gegeben, wenn ich grüne Haare gehabt hätte, um zu erproben, ob „Frumetel“ mich trotz grüner Haare lieben und heiraten würde; und — für Geld bekömmt man Alles! — ich bekam über Nacht grüne Haare!

Der Erzählung dieser Schöpfung meiner grünen Haare sei deshalb ein Plätzchen in meinen „Memoiren“ gegönnt, weil sie ein Beweis sein mag, wie beschränkt mein Verstand in meiner Kindheit gewesen sein muß, ja, ich erinnere mich gewisser Züge von Dummheit aus meinen Jahren von 8—10, die an's Unbegreifliche geh'n, da ich in denselben Jahren doch die erstaunenswerthesten Proben von Auffassung, Scharfsinn und schneller Erkenntniß in allen jenen Fächern entwickelte, die mein Studium ausmachten.

Mein älterer Bruder Leopold benützte diese meine leichtgläubige Beschränktheit auf's practischste.

Als jüngstes Kind wie jüngster Enkel, als Nestheckchen und Muttersöhnchen hatte ich immer ein paar Groschen in der Tasche. Bruder Leopold — etwa um acht Jahre älter — wußte diese Groschen des Benjamins ganz geschickt in seine Taschen zu bringen.

Sollte man glauben, daß ich ihm Geld dazu gab, Gänsefedern zu kaufen, sie anzubauen, sie täglich mit einer von ihm verfertigten Wundertinctur zu begießen — damit lebendige Gänse emporwachsen!

Als Vertrauter meiner Liebe zu „Frumetel" und meines sehnlichen Wunsches, „grüne Haare" zu haben, sagte er eines Tages: „Ich könnte machen, daß dir grüne Haare wachsen, aber das kostet wenigstens sechzehn Groschen!"

Durch besondere Liebkosungen erschmeichelte ich mir dieses Capital und am andern Nachmittag nahm mich mein Bruder in die Mache. Ich weiß nicht, welche „Löwenpomade" er erfand, aber nach einer halben Stunde war ich „grüner Serpentino der Zweite!" Mein Kopf sah aus wie eine ungekämmte Stachelbeerhecke!

Ich war glücklich! Und eilte nun zu „Frumetel", ob sie mich noch lieben wird!

Frumetel erging sich eben im „Kukurutzgarten" und sah nach, wie lange sie noch auf einen Maisstengel warten müsse.

Ich stürzte ihr wie eine gelbe Rübe mit grünem Haarbüschel, ein „Riquet à la houpe," entgegen, das

Herz von Glück und Sehnsucht geschwellt, aber — curioser Gusto! — Frumetel erblickte mich, schrie auf, schlug die etwas erdigen Hände, beim Anblick ihres Sohnes der Wildniß, über ihren Kopf zusammen und schrie: „Motzi*) bistu meschugo? (verrückt). Geh' mir aus den Augen, du Mießnik!“ (Unhold!)

Ich war wie vom Donner gerührt! „Und darum grüne Haare? und darum sechzehn Groschen ausgegeben?“

Noch größer war der Lärm in meiner Familie, als der kleine Benjamin als „grünliches Meerweib“ nach Hause kam.

Es war ein großes Gewitter, welches oft einschlug. Aber ich blieb vier Wochen lang grüner Jüngling!

Dieser Vorfall war die Veranlassung, daß beschlossen wurde, mich auf die „hohe Schule“ nach „Páks“ zu schicken, um Frumetel aus mir heraus- und noch mehr Talmud in mich hineinzupeitschen.

Fünftes Capitel.

Es wurde also im Familienrathe beschlossen, mich auf die hohe Rabinatsschule nach Páks zu schicken.

Wieviel Thränen diese Resolution meiner Mutter

*) Hätschelname für Moriz.

erpreßte, ist unsäglich. Es ist mir von dieser Trennung nichts im Gedächtniß geblieben als eben der zärtliche Schmerz meiner Mutter und all' ihre kleinen Zärtlichkeiten in Ausstattung und Mitgabe zu dieser meiner Universitätsfahrt, und die Erinnerung an eine Sibylle, an eine Prophetin, an die Lenormand Lovasberénys, an eine Zigeunerin, welche vor dem Antritt meiner Studentenreise um meine Zukunft befragt wurde.

Zu jener Zeit waren die „Zigeuner" noch eine romantische Staffage auf dem flachen Lande Ungarns, und viele größere Dörfer hatten am äußersten Ende oder in der Entfernung von 50 - 100 Schritten eine kleine Colonie dieser romantischen Vagabunden. Man nannte diese Colonie immer das „Zigeunerdörfel."

In diesem „Zigeunerdörfel" durften sie sich Hütten (Rauchhütten) anlegen, doch keine Einfriedung, keinen Zaun, kein Gehöfte um diese Hütten haben. An gewissen Tagen, namentlich an Markttagen, durften sie nicht in den Ort kommen.

Diese Vergünstigung, einen Ansiedlungspunct haben zu dürfen, verdankten die ungarischen Zigeuner der Weisheit und Menschlichkeit der großen Maria Theresia. Sie sollten auch nicht mehr „Zigeuner," sondern „Uj-Magyar" (Neu-Ungar) heißen. Die Kinder der Zigeuner sollten in die Schule geschickt werden u. s. w. Die Grausamkeiten, mit welchen die humanen Intentionen Maria Theresia's von den executiven

Mächten ungarischer Dörfer vollzogen wurden, waren mehr geeignet diese Race ganz zu entmenschen und zu verwildern, als sie an das Band der geselligen Ordnung zu knüpfen.

Die Zigeuner überhaupt haben nur eine Tugend: „Kindesliebe," sie lieben ihr Kind über Alles, aber diese Tugend wird bei ihnen zum Laster, sie ist die Liebe der Thiermutter, bis zu einem gewissen Alter, dann wird das Kind sich selbst überlassen, Stehlen und Vagabundiren sein Spielwerk.

Fast überall, wo ein solches „Zigeunerdörfel" war, befand sich unter ihnen auch eine „Javasné."

Eine „Javasné" war Alles in Allem, sie war „Viarda" und „Meg-Merillis," sie war Wahrsagerin, Kartenlegerin, Wunderdoctorin, Thierarzt u. s. w. Zu ihr nahm man Zuflucht, wenn man bestohlen wurde, wenn die Kuh keine Milch gab, wenn die Kinder das kalte Fieber hatten, wenn man einen Handel abschloß, wenn man wissen wollte wie die oder der Zukünftige beschaffen sein wird, wenn man eine Reise machte, kurz die „Javasné" war das Orakel. Wo kein solches Zigeunerörtchen war, da kam von Zeit zu Zeit eine „Javasné" auf Gastrollen. Ein kleiner Karren, von einem Hunde oder einer Ziege gezogen, war ihr Dreifuß, diesen Karren pflanzte die „Javasné" vor dem Dorfe auf, und zu ihr wallfahrtete Alles, was ein Anliegen an die Zukunft, an ein Geheimniß oder ein Gebrechen hatte.

Man führte ihr die kranken Kinder, das kranke Vieh zu. Zu Wohlhabenden ging die „Javasné" wohl auch in's Haus. Sie sagte aus der Hand wahr, man opferte ihr bald Geld, bald auch Victualien. Eine solche Javasné oder Seherin hatte ihr Dodona auch in dem Zigeunerdörfel zu Lovasberény, und zu ihr wurde ich geführt, um meine Zukunft zu erfahren.

Ich weiß mich nur der Lehmhütte zu erinnern, voll Rauch, und der alten Javasné, die in einem rothen Kopftuch auf einer Art Truhe oder Koffer saß und ein schwarzes Schwein zur Seite hatte, denn bei den wahrsagenden Zigeunerinnen vertritt stets ein schwarzes Schwein die Stelle der bei denandern Wahrsagerinnen und Kartenlegerinnen unvermeidlichen großen Katze.

Welches Horoscop sie mir stellte, weiß ich nicht mehr, das schwarze Schwein nahm meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Doch muß die Prophezeiung befriedigend ausgefallen sein, denn meine Mutter sagte mir im Nachhausegehen: „Wollte Gott, es würde wahr!"

Bei dieser Gelegenheit, da ich von dem ungarischen Ziegeunerleben spreche, sei noch einer der denkwürdigsten Zigeuner-Persönlichkeiten jener Zeit, einer Zigeuner-Celebrität gedacht, eines Virtuosen, dessen Eigenthümlichkeit wunderbar genannt zu werden verdiente, des Violinspielers „Bihary," des „Zigeuner-Paganini's." Ich erinnere mich seiner aus meinen

frühesten Kinderjahren und auch noch späterer Zeit, als die drei Alliirten in Pest waren, und er vor ihnen spielte und große Sensation erregte.

Er war ein großer, stattlicher Mann, von der dunkelsten Färbung, mit blitzenden Augen und einer Physiognomie, welche die höchste Schlauheit, aber auch eine große Intelligenz verrieth.

Bihary war der ungarische Orpheus, sein Name war die Losúng zur Bewunderung, und wenn er in einer Csárda, auf einem Bocso erschien, war Fanatismus und Verzückung.

Er wurde gewöhnlich von noch drei fiedelnden Zigeunern begleitet und reiste im Lande umher.

Die Art seiner Spielweise ist unbeschreiblich. Aus seiner braunen Fiedel zog er — der specielle Charakter seines Spieles war eigentlich ein gewisses elegisches Ziehen der Töne — die erschütterndsten, schmerzlichsten und rührendsten Weisen hervor, während andere seiner Spielweisen, seiner Tanzspielweisen, Begeisterung, Jauchzen und betrunkene Füße hervorbrachten.

Im ganzen Lande kennt man eine Melodie, die blos „ein Bihary" hieß. Auf den Marktplätzen oder in den Vendégfogadó standen die dicht gedrängten Kreise um ihn, athemlos horchend, wenn er den „Palgos" anspielte und die übervolle Brust der Hörer entlud sich endlich in einem Beifallswüthen. Ich erinnere mich, daß bei einer Werbung, die im Hofe

meines Großvaters stattfand, in welchem die neuen Recruten ein Fest bekamen, Bihary ein „Hármas táncz“ aufspielte, der eine Art Tarantelismus bewirkte.

Er war ein Naturalist und hat erst in spätester Zeit Noten kennen gelernt. Aber er war ein Zauberer. Seine kleine braune Fiedel war bald Dämon, bald Engel, bald lachendes Mädchen, bald weinende Muse! Seine Töne wühlten im Busen des Hörers herum, sie wühlten die tiefsten Schmerzen, die tiefsten Gelüste, die sanfteste Wehmuth, die wildeste Begier auf!

Aus dieser kleinen braunen Fiedel beschwor der kleine Bogen Bihary's alle Geister der nationalen Erinnerungen, die schmerzlichsten und wildesten heraus!

Bei den ungarischen Hochzeiten in Dorf und Stadt gehörte es zu dem Stolz der Hochzeiter, wenn Bihary mit seiner Bande da war. Dann zog wohl auch, wenn die Freude hoch gestiegen war, die ganze Hochzeitsgesellschaft durch den Ort, Bihary voran — einen Csárdás oder dergleichen aufspielend, und wo der Zug vorüberging, schlossen sich Männlich und Weiblich an, und begannen sich im Tanze zu drehen, und so wuchs das Ding zum Knäuel an und jauchzten „Éljen Bihary“ fort und fort.

Bihary selbst nahm nichts an, d. h. von der Menge, diese schüttete ihre Gaben in die Cymbal des unermüdlichen Cymbalschlägers, der mit Bihary umherzog.

Noch in seinem hohen Alter erfreute sich Bihary

einer Auszeichnung von Sr. Majestät dem Kaiser Franz.

Mehr über diesen wunderbaren Naturkünstler dürfte vielleicht in Gräffer's National-Encyclopädie zu finden sein, obwohl ich zweifle, daß er viel von ihm zu sagen wußte.

Sechstes Capitel.

Noch bevor ich meine Wanderung aus dem elterlichen Hause antrat, starb meine Mutter. Sie starb, wie sie gelebt hatte, leidend, schmerzenreich, sanft, fromm und duldend.

Ich war noch zu viel Kind, um diesen Verlust in seiner ganzen Bitterniß zu verkosten; ich weiß, daß ich weinte, viel weinte, und als man mich aus dem Zimmer der Sterbenden entfernte, von ihrem Bette gewaltsam weggebracht werden mußte.

Mit dem Tode meiner Mutter zog der gute Familienengel aus unserem Hause.

Mein Vater siedelte von Lovasberény nach Ofen über, mein ältester Bruder zog nach Pest und meine Schwester lebte in Preßburg.

Mein Vater schritt zu einer zweiten Heirat und übersiedelte von Ofen wieder nach Moor im Stuhlweißenburger Comitat, wo er eine reiche, in Jahren vorgerückte Witwe heiratete.

Ohne noch eines Urtheils fähig zu sein, erschrack ich vor dem Gedanken an eine „Stiefmutter.“

Zwei „Mütter“ haben das Unglück der Maria Stuart, sie sind vielleicht besser als ihr Ruf: Stief- und Schwieger-Mütter.

Mutter Eva war deßhalb die glücklichste Ehefrau, weil sie keine Schwiegermutter hatte, und Ismael war der erste, der von einer Stiefmutter ausgetrieben wurde.

Eine Mutter ist die Perlmutter des Hauses, eine Schwiegermutter aber ist die Essigmutter des Hauses.

Es ist eine vielfach bestätigte Erfahrung, daß die Schwiegermütter mehr Tyranninnen für Schwiegertöchter als für Schwiegersöhne sind. —

Jede Mutter verheiratet sich und ihr Kind zugleich.

Wenn also der Sohn heiratet, bekömmt er so zu sagen zwei Frauen, die Mutter betrachtet die Schwiegertochter gewissermaßen als Hagar, und wenn der Enkel einmal da ist, so hat der Mohr seine Schuldigkeit gethan und der Mohr, die Schwiegertochter, kann gehen.

Die Schwiegermütter sind eifersüchtig, es ist die Eifersucht auf die Liebe des Sohnes, die sie zu Feindinnen der Schwiegertöchter macht. Es sind gewissermaßen Nebenbuhlerinnen.

Ueberhaupt kann jede Frau jede Frau nicht leiden, die geliebt wird, und besonders wenn diese Frau von dem eigenen Sohne geliebt wird, den man nicht mit Liebe und Zärtlichkeit erzogen haben will, damit er diese Liebe und Zärtlichkeit auf eine Andere übertrage.

Ganz anders ist es mit dem Schwiegersohn. Die Söhne werden von den Müttern geboren und erzogen, um sie zu behalten, die Töchter werden von den Müttern geboren und erzogen, um sie los zu werden!

Ein „Schwiegersohn" ist das letzte Mittel für diesen Zweck! Und es ist ein Stück Dankbarkeit, daß die Schwiegermütter die Schwiegersöhne liebevoller behandeln als die Schwiegertöchter.

Eben ein solcher Unterschied waltet zwischen „Stiefmutter" und „Stiefvater" ob.

Ein „Stiefvater" sieht in dem Stiefkind nichts als ein Pflichtexemplar, welches ihm die Frau zubrachte; ohne Liebe und ohne Haß nimmt er dieses Pflichtexemplar auf. Eine „Stiefmutter" aber sieht in dem „Stiefkind" ein Hinderniß, ein unglückliches Ereigniß, welches aus dem „status quo ante" in den „status quo" hineinwächst!

Ich bewahre mich hier alles Ernstes davor, als bezögen sich diese Betrachtungen auf meine Stiefmutter. Ich glaubte den Schatten meines seligen Vaters zu beleidigen und dem Schatten jener Frau Unrecht zu thun, wenn ich die leiseste Anklage über

sie laut werden ließe. Es war eine kreuzbrave Frau, kinder-, also liebelos. Sie fürchtete Gott, heiligte den Sabbath, liebte das Geld, achtete ihren Mann und sah die Genüße der Welt als ganz unberechtigt an, inclusive essen und trinken.

Sie hat, so viel ich weiß, nie sich stiefmütterlich böse gegen meine Geschwister benommen, und dankbar muß ich es ihr nachrühmen, daß sie meinem Vater die sorgsamste, pflegevollste Gefährtin bis an sein Ende war.

Als ich das väterliche Haus verließ, stand blos die Schreckgestalt: „Stiefmutter" im Allgemeinen vor mir.

Ich kann auch nicht sagen, daß ich gerade deßhalb die Heimat verließ.

Unbändigkeit meinerseits, verbunden mit jenem dunklen Drang, sich fortzubewegen, der in allen Dingen liegt. Es ist der „Wille in der Natur," der „Wille," der in Menschen, Pflanzen und selbst in leblosen Körpern lebt, der Wille zur Veränderung, der auch in Steinen lebt.

Ich verließ mein väterliches Haus wie ein Schiffchen, das ohne Ruder ohne Compaß, Segel Mast, selbst ohne bestimmtes Ziel vom Ufer in die Wellen treibt.

Ich hatte keine klare Idee: wozu? wohin? weßwegen.

An einem schönen Morgen verließ ich Ofen,

omnia mea bestanden in zwei rüstigen Beinen, einem Wanderstab und etwa acht oder zehn Gulden Wiener Währung, und so pilgerte ich per pedes apostolorum wie ein Land-Columbus immer fort, bis der „muthige Segler" auf leichten und zerrissenen Sohlen in Preßburg ankam.

In Preßburg angelangt nahm mich der Bruder meiner Mutter, Onkel J. Brüll, mit väterlichem Wohlwollen auf, obwohl ich nicht ganz appetitlich aussah.

In dem Hause meines Onkels fand ich die liebevollste Behandlung. Er war einer der reichsten und angesehensten, zugleich einer der gelehrtesten und achtungswerthesten Männer jener Zeit. Gastfreundschaft und Wohlthun waren die zwei Hausfreunde dieser Familie.

Ich mußte im Hause wohnen, wurde neu überzogen und hergerichtet und lebte da ein flottes Leben. Doch sollte dieses Haus meines edlen vortrefflichen Oheims nicht zu meinem „Capua" werden, obwohl — mein allezeit liebebereites, aber nicht allezeit getreues Herz da einen kleinen Kinder-Roman durchmachte.

Mein Onkel hatte nämlich ein Töchterchen „Pepi," ein allerliebstes Exemplar von einem Brünettchen!

Sie sehen, sie lieben, sie heirathen wollen, war das Geschäft von drei Minuten!

An einem Freitag Abends kam ich in Preßburg an, am Sonnabend besaß Cousinchen „Pepi" schon

einen Liebesbrief von mir, acht Seiten stark, geschrieben mit allem Aufgebot an fingerdicken Buchstaben, und jeder Buchstabe sah aus wie ein „Sohn der Wildniß," der von Parthenia geschoren wird. — Was ich auf diesen acht Seiten schrieb?

Die zimperliche Emilie Galotti sagt: „Was er gesprochen und was ich erwiedert, ich weiß es nicht, mein Vater!" Ich weiß nicht, was ich sagte, oder was ich gesagt haben konnte! Es kam auch weiter zu keiner mündlichen Verhandlung zwischen uns, nur so viel weiß ich, das wir oft stundenlang beisammen saßen, ohne ein Wort zu sprechen oder etwas Anderes zu thun als — „Haselnüsse" zu knacken!

Haselnüsse waren nämlich Cousinchen Pepi's Leidenschaft, und also wurden sie auch meine Leidenschaft!

Wenn der gute Werther es zum Entzücken fand, wenn Lotte den Kindern „Butterbrod aufstrich" und er die „kleinen Rotznäschen" hätte küssen mögen, dann weiß ich nicht, warum für einen jungen Schwärmer nicht auch in dem Anblick seines haselnußknackenden Ideals ein stiller Zauber liegen soll?

Indessen ging die Zeit der jungen Haselnüsse und meine Zeit auch vorüber, und ich ging einem Weg entgegen, auf dem ich ganz andere Nüsse zu knacken bekommen sollte.

Nachdem ich, um das Gleichniß mit dem Schiffchen fortzusetzen, nachdem ich in Preßburg neu kalfatert und ausgebessert wurde, von Onkel und Tante neue

Takelage und etwas „baares" Schiffszwieback in die Tasche bekommen, segelte ich von Preßburg ab. Cousinchen Pepi, die in meiner späteren Biographie noch erwähnt werden wird, vergoß, wie ich glaube, einige Thränchen, welches mich sehr rührte; aber noch mehr rührte es mich, daß sie den Inhalt ihrer kleinen Sparbüchse in meine Hand leerte und sagte: „Moritz, glückliche Reise! sei brav, führ' dich gut auf, lerne etwas, und wenn du was brauchst, so schreib' mir!"

Daß ich brav war und blieb, ist mein Geheimniß; daß ich was gelernt habe, ist der Welt ein Geheimniß; und daß ich Cousinchen Pepi später oft schrieb, ist unser beiderseitiges Geheimniß.

Ich reiste mit einem Lohnkutscher, nahm meinen Sitz neben ihm auf dem Kutschbock und gelangte nach acht Tagen in Prag an.

Siebentes Capitel.

Als ich nach Prag kam, hatte ich, wie Cortez, alle Silberflotten hinter mir verbrannt. Ich selbst war ohne Geld- und Unterstützungsquelle, von zu Hause abgeschnitten.

Ich kam in Prag mit einigen Gulden in der Tasche an und hatte nicht die leiseste Ahnung, von was leben, wenn diese zu Ende sein werden.

Doch brachte ich drei Capitalien mit: die Sorglosigkeit der Jugend, eine unzerstörbare Lustig-

keit des Gemüthes und talmudische Gelehrsamkeit, wie sie bei meinem damaligen Alter als Wunder angestaunt wurde.

Ich glaube, es dürfte für jeden Leser von Geist nicht ganz ohne Interesse sein, hier bei dieser Gelegenheit über das Wesen dieses Nebelbildes „Talmud" eine kleine Andeutung zu lesen, von Jemand, dessen Muttermilch sie von der tausendbrüstigen Dame Gelehrsamkeit war.

Der Talmud umfaßt Alles, Civilgesetz, Criminalrecht, Religionslehre, Sittengesetz, Tempeldienst, Ehrenrechte, Medicin, Ehegesetz, Astronomie, Agrar- und Culturgesetz, Priesterrechte, Satzungen über Rein oder Unrein: kurz fast Alles!

Die Entwicklung, Deutung, Erörterung, Auslegung und Discussion der 6 Grundtractate oder „Ordnungen" (Mischna) bildet die „Gemora" und das ganze Heer der großen und kleinen Exegesen, die alle sich und die Andern anders auslegen, das ganze Heer der Milbensucher und Silbenklauber, deren Name Legion ist, und die alle sich wie ein Rattenkönig ineinander verbeißen und einen Knäuel unentwirrbarer Sophismen, Antithesen, Subtilitäten und Windfangerei bilden: das ungefähr ist es, was man „Talmud" nennt.

Wie der Justinianische Codex erhielt auch der Talmud sein Glossatorium und Commentatorium. Während die „Mischna" im jüngern Hebräisch ge-

schrieben ist, ist die Gemora im aramäischen Idiom abgefaßt.

Wenn man diesen Wust von Gelehrsamkeit und Unwissenheit, von Scharfsinn und Vornirtheit, von Weisheit und Frivolität, von unerforschlicher Geistestiefe und unglaublicher Schalheit durchstöbert, so erstaunt man über die Gesetzlosigkeit der Gesetze des Denkens, über die Vereinbarung der höchsten Intelligenz mit der tiefsten Finsterniß, über den Mißbrauch des tiefsten Scharfsinns, der angehalten wird, die crasseste Dummheit zu beleuchten, und über die Verschwendung des allesumfassendsten, oft vierzigjährigen Studiums, welches sich zur Aufgabe macht, Windeier auszubrüten, mit einem Ernst, als ob ein Göttergeschlecht aus diesen Eiern hervorgehen sollte.

Wenn man z. B. den Patriarchen Jehuda den Heiligen oder den Ordner der Mischna „Rabbi" oder den späteren Commentar, der blos „Raschi" geheißen wird, nimmt, so bleibt man bei dem Phänomen stehen, welch' ein unbegreifliches Volumen der Kopf, das Gedächtniß, die Auffassung dieser Männer haben mußte.

Die sinnige Sprache der Weisheit, die lauterste Moral, die sinnigsten Parabeln und Sprüche des Talmuds haben Herder u. A. genugsam an's Licht gezogen.

Das Räthsel, wie es möglich ist, so viel Geist- und Sinnvolles mit so vielem Läppischen zusammen

zu würfeln, wird erklärlich, wenn man in die Entstehungsgeschichte dieses Amalgamas zurückgeht.

In der babylonischen Gefangenschaft zogen sich die sogenannten Hochschulen in entlegene Orte zurück, wo jeder Rabbi eine Schule von mehreren Hunderten Schülern hatte; der Vortrag bestand nun über irgend einen Paragraph der Mischna oder die Deutung eines Ritual- oder sonstigen Gesetzes, und das Thema wurde allen Schülern als Gegenstand nächster öffentlicher Disputationen anheimgegeben. Jeder dieser Schüler, unter welchen sich auch Rabbis und Gelehrte befanden, überbot nun den Anderen an Deuteleien, an Subtilitäten, an minutiösen, aber scharfsinnigen Auslegungen, Wendungen und Verrenkungen des aufgegebenen Themas, Dogmas oder Spruches.

Man kann sich also denken, wie viel Abstruses, Verflitztes und Verschnitzeltes neben dem lauteren Geist und der lichtvollen Erkenntniß mit zur Sprache kam, und das um so mehr, da der den Gelehrten dieser Nation eigene Witz und die ihnen ebenso eigene zersetzende Kaustik in dieser Disputation durch Scheinwitz und Geistesspielerei eine große Rolle spielte.

Ich bin sogar überzeugt, das es Satyriker unter diesen Rabbis gab, welche in dem Lehrhause selbst die Ironie als Waffen gebrauchten. So halte ich einen der ersten jener Talmudgründer, den Rabbi Jermia, für einen wahren „Humorist,“ welcher sich über die Anderen lustig machte, indem er anscheinend voll

Eifer und Einfalt im Lehrhause Fragen aufstellte, die als wahre Parodie des Themas zu betrachten waren.

Nur ein Beispiel möge hier diesen Kautz bezeichnen. Es handelte sich um das Thema von „Rein oder Unrein," und welche Dinge in einem Leichenhause oder durch die Berührung eines Todten als verunreinigt zu betrachten, und das Schlußgesetz lautete: „Im Naturzustand nimmt nichts die Verunreinigung an; ist ein Ding aber durch Formen u. s. w. Gefäß oder dergleichen geworden, dann ist es in der Disposition die Verunreinigung anzunehmen."

Als dieser Orakelspruch gefällt wurde, warf der sarcastische Rabbi Jermia mit dem Anschein des heiligsten Ernstes folgende Disputationsfrage auf: „Wenn eine Ziege grüne Gerten vom Zaune fraß und sie, in Gestalt eines Geflechtes, der Natur wieder zurückgiebt, ob dieses Product zum Contagium disponirt ist oder nicht?!"

Der gute Rabbi Jermia hatte freilich das Schicksal, daß er dann immer aus dem Lehrhause („Beth Hamedrasch") hinausgeworfen wurde.

Der Talmud hat aber nicht nur seine Satyriker, sondern er hat auch seinen „Münchhausen," den Herrn Rabbi „Bar-Barchone." Dieser war der männliche Sherezade der Schule; er erzählte Märchen, die an Lüge und Unwahrscheinlichkeiten Alles übertreffen, was

Münchhausen je zu denken wagte. Er erzählt zum Beispiel von einer Meerfahrt, die er machte. Er fuhr auf einem Schiff, welches zweihundert Meilen in der Minute zurücklegte; da begegnete dieses Schiff einen Fisch, welcher ihm entgegen kam, und dieser Fisch schwamm auch zweihundert Meilen in einer Minute, so segelten Schiff und Fisch in entgegengesetzter Richtung aneinander vorüber, und das Schiff segelte zwei Jahre bis es von den Vorderfloßfedern des Fisches bis an seine Hinterfloßfedern kam.

Nicht unbemerkt kann ich hier lassen, daß es vielleicht für den Erfinder der Dampfschiffahrt etwas bedenklich sein könnte, wenn man den Lügen dieses talmudischen Münchhausens einige Realität unterschieben wollte. Denn er erzählt auch, er habe einmal auf dem Meere ein Schiff gesehen, welches sich wie ein Blitz fortbewegte und er sah nichts als eine Feuersäule („Nure chiwerte"), die es forttrieb!

Ueberdem sind von einer Masse Autoren und Literaten Plagiate an dem „Midraschim" begangen worden. So z. B. befindet sich der Stoff zu Schiller's „Bürgschaft" in der Handschrift von „Midrasch Kaheleth," welche der Gelehrte Menachem Consaro besaß. Die Sage der „Weiber zu Weinsberg" (natürlich nicht zu „Weinsberg" spielend) findet sich in „Midrasch Schir Baschirim." Die berühmte Proceßgeschichte des geliehenen Geldes, welches sich in einem Stock befand, die im „Don Quixote" des

Cervantes ist, ist fast buchstäblich im „Talmud Nedorim“ zu lesen und unter den Talmudkennern als die Sage von „Kanne debeh Rabbe“ bekannt.

Genug davon und zurück zu meinem Debut in Prag.

Die hohe Schule des Talmuds in Prag stand unter dem Principat des Oberappellanten Samuel Landau, eines der geachtetsten Gelehrten Prags. Er hielt zuweilen am Samstag eine Disputation in seinem Hause, auf ein vorher kundgegebenes Thema. Ich drängte mich mit in den Disputationssaal und disputirte mit dem alten ehrwürdigen Mann, voll Geist und Feuereifer, aus allen Kräften und ganz ungenirt. Das Auditorium sah den kecken Jungen ganz verduzt an, der Rabbi aber sagte am Ende, ich möchte Mittag bei ihm bleiben.

Da nahm er mich in's Verhör, gab mir verschiedene Themata auf, die ich sofort zu seinem Erstaunen löste. Abends schrieb er mir eine Karte, ein sogenanntes Bequartirungs- und Verköstigungsbillet, auf drei Monate für das reiche Haus M. Fischels.

Am andern Tag bezog ich mein Winterquartier und wurde von der Tochter des Hauses, eine wahre Rose Jeschuruns, mit Namen Blümele, in mein Logement installirt. Es war eine vortreffliche, edle, liebenswürdige Familie.

Ich gewann bald die Zuneigung Aller und besonders des weiblichen Hauspersonales; sowie ich auch

bald im Hause des Oberappellanten und bei seiner dito wunderschönen Tochter bald heim und hause war.

Ich hab' in meiner Kind- und Jugendzeit das Glück gehabt, überall gerne gesehen zu sein und besonders die Protection des schönen Geschlechtes zu genießen.

Daß es nicht meine Schönheit, weder meine römische Nase noch mein Rosenmund war, welche dieses Wunder bewirkten, wird man mir glauben. Was war es denn? Es war die Lustigkeit meines Wesens, die Lustigkeit und Sorglosigkeit mit einer sich gleich zu erkennengebenden guten Gemüthsart, die überhaupt nie ihre Wirkung verfehlt!

Zu jener Zeit lachte mein ganzes Wesen, Alles an und in mir war lustig und ich trug diese innere Lustigkeit auf Alles, was mir nahe kam, über; Alles erschien mir lustig, sogar der Hunger!

Ich hatte in Prag auch trübselige Zeiten, aber ich lachte nur! Ich lachte den Hunger aus, ich lachte die Kälte aus! Ich war drollig und lustig auch mit mir selbst und wenn ich allein war!

Ich erinnere mich einer Faschingsnacht, ich wohnte in einem Dachstübchen auf dem Fischmarkte, mein Zimmer war von einem Oellämpchen kärglich erhellt, auf einem kleinen Hängofen lag der zukünftige Vierundzwanzigstundeninhalt meines Magens in der Gestalt von drei bis vier Erdäpfeln. Von der Redoute, die gerade gegenüber war, klang ein lustiger Deutscher

zu mir herüber, da faßte ich meinen Holzstuhl an und walzte mit ihm seelenvergnügt durch's Zimmer!

Was war das?

Es war die Jugend! Die früheste, die sorglosesste Jugendzeit!

In der Jugend ist der Hunger nichts als Spaß, der Durst eine Neckerei, die Kälte eine Erfrischung!

Was ist das Leben? die Jugend!

Was ist vom Tag schön? sein Morgen!

Was ist von der Sonne schön? ihr Aufgang!

Was ist von der Rose schön? ihre Knospe!

Was ist von der Liebe das Liebste? ihr Beginn!

Was ist vom Leben das eigentliche Leben? die Jugend!

Die Jugend ist das Paradies und nur in ihr blüht der Baum des Lebens, und nur in diesem Paradies hört man die Stimme Gottes durch die Welt gehen, und man hört, was die Vögel sprechen, was sich die Blumen erzählen, was die Bäume lispeln und die Bäche plaudern. Das spätere Leben ist nichts als der Auszug vom „verlorenen Paradies" und jede Sehnsucht und jede Wehmuth und jedes ungestillte Bangen ist nichts, als die Weisung: Suche „verlorenes Paradies" Seite so und so!

Achtes Capitel.

Einige Monate waren seit meiner Ankunft in Prag unter Talmudstudien und Blümele-Huldigung verstrichen. Blümele, so hieß nämlich die Tochter des Hauses, an welches mich die absolute Gewalt des Oberappellanten und Ober-Landesrabbiners auf drei Monate einquartirte, und in welchem ich eben so viele patriarchalische Gastfreundschaft als herzliches Wohlwollen fand.

Ein Sohn des Hauses, Anselm, fand besonders Wohlgefallen an mir, und ich an Blümele, die Braut war und deren Hochzeitstag herannahte.

Blümele war eine wahre Blume Sarons; der Sänger des Liedes der Lieder hätte nicht verschmäht ihr zuzurufen: „Küsse mich mit Küssen deines Mundes, denn deine Reize sind süßer denn Wein!" Schlank wie eine Gazelle, üppig wie Carmels Weizenfelder, Zähne wie Lämmer, die aus der Schwemme kommen, und Augen, Augen! — und dieses Compendium von Schönheit war Braut!

Es ist eine ganz eigene Sache um die Art und Weise, wie eine Braut in einer israelitischen Familie betrachtet wird. Sie führt die Suprematie des Hauses, sie wird mit einer heiligen Zärtlichkeit behandelt, wie eine Gottgesegnete verehrt, man möchte sagen wie ein zum Opfer erkorenes Wesen betrachtet.

Eine Braut ist die Alleinherrscherin, mit Lust

und Liebe unterordnen sich ihr Eltern, Geschwister und Hausgesinde; ihre Wünsche werden ihr am Auge abgesehen und ihr leisestes Begehr erfüllt. Die Juden haben eine Sage: In der Familie, wo eine Braut ist, geht ein Engel umher und streut Liebeskörner aus und legt Liebeskörner auf die Schwelle (an die „Mesuse"), um den „Schedim" und der „Lilit" (Hexen) den Eingang zu wehren.

Diese Sage ist sinnig und poetisch, und mag wohl die Ursache der besonderen Brautveneration sein.

In Prag lebte damals für jüdische Brautleute ein Fatum mit Fleisch und Bein, ein symbolischer Gott der Ehe, ein Herr Peter Beer; derselbe Peter führte den Schlüssel zum Ehetempel; er hatte ein Buch geschrieben: „Bne Zion" die „Kinder Zions," und dieses Buch mußten alle jüdischen Brautleute studiren, daraus bei Herrn Petrus Prüfung machen und nur auf dessen Zeugniß durften sie getraut werden.

Es war diese „Bne-Zions-Steuer" eine fette Kuh im frommen Stalle seines Verfassers! Und wie melkte er diese Kuh! Mit allem Fleiß eines Talmudisten, mit aller Orthodoxie eines Rabbiners und mit aller Pfiffigkeit eines Monopolisten!

Wenn die Töchter Zions den Vater der „Kinder Zions" sahen, bekamen sie den Heiratskrampf, den Bne-Zions-Tanz!

Ein jeder Bräutigam, eine jede Braut mußte vor Allem ein Exemplar kaufen; erste Ausbeute!

Dann nahmen die Wohlhabenderen beiderlei Geschlechts aus politischen Gründen bei Herrn Beer Unterricht; zweite Ausbeute! Dann mußten sie von Herrn Beer sich prüfen und Zeugniß geben lassen; dritte Ausbeute!

Und wie beackerte Herr Peter Beer seine Domänen! Mit welchem Feuer und Schwert ging dieser Heiratswürgengel an sein Geschäft!

Die armen Judenbräute in Prag! Für sie waren die süßen Tage des Brautstandes verdüstert! Wie ein Dämon stand „Bne Zion" vor den Augen der Bräute! In ihre süßesten Träume mischte sich der Alp in Gestalt des „Bne Zion!"

Ich für meine Person, — ich liebte Blümele und verabscheute die „Bne Zion," und der Erzieher dieser „Bne Zion" war mein Todfeind!

Nach Peter Beer, dem Bne-Zions-Dränger, gab es noch eine zweite Person, die für die israelitische Bevölkerung von Wichtigkeit war, mit ihr in stetem Verkehr war und die mich zuerst auf die Bahn leitete, auf welcher ich noch wandle; es war dies ein ehrwürdiger Geistlicher bei den Piaristen, „Pater Sch—," der den Buchhaltereiprüfungen beiwohnte und sie abhielt, und also eo ipso viel im Ghetto zu thun, zu unterweisen und zu prüfen hatte.

Auch er kam zu uns in's Haus, um Anselmo in die Urweisheit der Bücher und ihres Haltens und Gehaltenwerdens einzuweihen.

Pater Sch— war von umfangreichem Körper und sein Antlitz sah wohlgefällig auf eine gehörig arrondirte Leibesbeschaffenheit herab. Aber sein ganzes Wesen war mild und freundlich, eine heitere Leutseligkeit lächelte aus diesem gutmüthigen Angesicht, und so war auch sein Anstand fromm, froh und gutmüthig.

Es traf sich oft, daß in der „grünen Stube" — das Familienzimmer — drei Gruppen sich bildeten.

An einem Tische saß die Lilie Jeschuruns: Blümele, und neben ihr der Vater der „Kinder Zions," ihr das Manna seiner Steuerbögen löffelweise einträufelnd; am andern Tisch Anselm, der „doppelte Buchhaltungscandidat," und an seiner Seite Pater Sch— mit den heitern, lustigen und freundlich blinzelnden Augen, von denen ich es nicht verschwören will, daß sie nicht zuweilen vom „Soll" und „Haben" zu „Bne Zions" mit einem „Hätt' ich!" hinüber desertirten.

An dem Fenstertisch aber saß ich in einem Folianten halb vergraben, sah auf Blümele und „Soll" und „Haben" und dachte über mein Nichtshaben von beiderseits nach.

Mein stiller, kindischer Grimm gegen den Erfinder der Zwickmaschine „Bne Zion," den ich für die Ursache hielt, daß Blümele Braut wurde, und meine wilde Ungezogenheit ließ mich oft, wenn die schöne Braut stockte, die Antwort hinüber rufen und

irgend eine Neckerei über den Inhalt des „Bne Zion“ dazu.

Der Vater der Buchhalterweisheit hörte mit stillem Wohlgefallen manches treffende Wort, welches ich erwiederte, wenn mir Herr Peter unwirsch mein „Inalleshineinreden“ verwies.

Eines Tages ließ sich der Pater von mir die Bücher nach Hause tragen. Er wohnte in der Jesuitengasse im ehemaligen Jesuitencollegium.

Er nahm mich mit in sein Zimmer, befragte mich um Vieles, schien mit meinen Antworten sehr zufrieden zu sein, gab mir einen Guldenzettel und sprach: „Du bist ein gescheiter Kerl, du dummer Junge!“

Ich küßte ihm die Hand und fragte: „Gnädiger Herr, ist das für den „gescheiten Kerl“ oder für den „dummen Jungen?“

Lachend fragte er: „Warum fragst du?“

„Nun für den gescheiten Kerl ist's genug, aber für den „dummen Jungen“ — zu wenig.“

Er entließ mich mit einem gütlichen Backenstreich und sagte: „Gescheiter Kerl, lern' was!“

Das Schicksal schien diesen vortrefflichen Mann zu meinem ersten Mentor ausersehen zu haben.

Er hatte mir eine deutsche Chrestomathie und eine lateinische Grammatik geschenkt mit dem Bedeuten, er würde sehen, ob ich mir selbst forthelfen könnte und ich sollte in ein paar Tagen wieder kommen.

Am darauffolgenden Tage schmollte ich mit Blümele, blieb nicht zum Mittagsbrod, sondern kaufte mir auf dem Brodmarkt ein weißes Brod, ging vor das Vorschitzer Thor, gegen Liben zu hinaus, legte mich mit meiner lateinischen Grammatik an das Ufer der Moldau hin und verzehrte mein Brod mit allem Wohlbehagen eines Glücklichen!

Dabei lernte ich und repetirte auswendig das Gelernte. So auf dem Bauch im Grase liegend, die Grammatik vor mir, wurde es fast Abend, als ich plötzlich einen leisen Schlag verspürte; ich kugelte mich um und das lachende Antlitz des Herr Pater Sch— sah mich an. Er ging nach Liben, wählte den Fußpfad am hellen Strand und ertappte mich über Brod und Grammatik in flagranti. „Was liegst du und hast Maulaffen feil?" — Ich sprang auf: „Gnädiger Herr! das müssen Sie nicht sagen, daß ich „Maulaffen" feil habe; wenn Jemand vorbei ginge und vor mir Niemand sähe als Euer Gnaden, so — so —" Der freundliche Pater, anstatt über diesen ungeziemenden Scherz ungehalten zu sein, erwiederte: „Du bist ein dummer Junge, steh' auf und komm' mit."

Im Gehen überhörte er, was ich gelernt habe und schien nicht nur befriedigt, sondern überrascht. Auf grünem Wege, am sonnigen Ufer ließ er sich mein ganzes Bischen Lebensgeschichte erzählen und das Resultat war, daß er mir anbot, mich dreimal in der Woche selbst zu unterrichten, mir Bücher u. s. w.

zu geben und sich mit meiner Ausbildung ernstlich zu beschäftigen.

Von dieser Stunde an verließ ich nach und nach das Studium des Talmuds u. s. w., die Synagoge sah mich seltener, die Disputationen fanden einen lauen Theilnehmer an mir. Ich hatte von dem Baume der Erkenntniß das erste Aepfelchen gepflückt. — Das Paradies des Lebens schlug seine Thür hinter mir zu, — eine Stimme aus dem Paradiese rief mir nach: „du sollst Schriftsteller werden, mit Schmerzen sollst du Kinder gebären" u. s. w.

Meine Memoiren.

(Neuere Folge.)

Ich übergehe die fernern Wanderjahre, die ich in Prag zubrachte, getheilt zwischen Diät und drei Grammatiken.

Mein guter Mentor Pater Sch— hatte mir nämlich eine deutsche und eine lateinische Grammatik gegeben, ich selbst schaffte mir eine französische an, und so trottirte ich wie ein schwerer Paßgänger sogleich durch die Klassiker dieser drei Sprachen, indem ich im Lesen die Wurzel der Worte aus den drei grammatischen Wörterbüchern grub, und so mit Hacke und Spaten von Geduld und Gedächtniß die drei Äcker auf einmal bearbeitete, pflügte und durchwühlte

Nebenbei trieb ich Geschichte, Geographie, Mythologie, Philosophie u. s. w. Kurz, ich stopfte von jedem Gericht der table d'hôte des Wissens und der Lektüre so viel in mich hinein als nur möglich.

Während dieser Zeit diente ich von der Pique auf. Ich hatte nämlich eine Anstellung! Die Haushälterin und Köchin, der weibliche Majordomo des Hauses Tedesco, brauchte einen Unterstaats-

sekretär, einen Verwaltungsrath, und ihre Wahl fiel auf mich. Ich hegte dazumal noch den süßen Wahn, die Schönschreibekunst wäre auch für gescheidte Menschen erfunden, ich war noch im Besitze der vollkommenen Herrschaft über die fünf Species, das Einmaleins hatte noch nicht allen Reiz für mich verloren, und so bestand ich das Examen und wurde Oberrechnungsführer der Haushälterin des Hauses Tedesco.

Aber: „Es entwickelt ein Talent sich in der Stille," ich stieg durch verschiedene Gestaltungen der Dinge bald vom Heerd zum Putztisch, von der Küche in's Boudoir, vom Accessit der Feuerkönigin zum ersten Preis des Hauses Tedesco empor, ich wurde der Liebling des Herrn und der Frau des Hauses. Der Durchgang durch das Küchenbuch in das Salon-Album war geschehen, und dadurch wurde ich mitten — von der Schlacht bei Kulm versetzt.

Der Leser möge nicht erschrecken, daß sich meine Biographie plötzlich an die Mantille der Dame „Weltgeschichte" hängt und sich einen Augenblick lang von ihr fortschleifen läßt.

Der Leser möge auch nicht verwundert sein, wenn er den noch ohrfeuchten Bücherwurm dreier Grammatiken auf einmal im Lager des Mars findet, umgeben von Kosaken, in Melnik, wo die drei Alliirten, der Kaiser von Oesterreich, der Kaiser von Rußland und der König von Preußen zusammenkamen, und

daß er dem Tode des französischen Coriolan, des Generals Moreau in Laue bei Prag mitbeiwohnte.

Es ist verwunderlich, aber keine Zauberei!

Sei ruhig, lieber Leser, ich werde weder Politik noch Weltgeschichte schreiben!

Ich hasse die Politik und verachte gründlich jene vieltausendjährige, versteinerte Lüge, die man „Weltgeschichte“ nennt. Diese alte Dame mit falschen Locken, eingesetzten Zähnen, mit falschen Höhen und Tiefen, mit Schminkpflästerchen und hohen Absätzen, diese alte Kokette, welche, wenn ihre Kammerfrau: die „Wahrheit,“ ihr einmal alle Hüllen auszöge, in einer ganz andern Gestalt vor uns dastehen möchte!

In jeder Mythologie sind drei Viertheil Geschichte, in jeder Geschichte sind sieben Achtel Mythologie!

Wenn man, ohne gerade Historiker oder Forscher zu sein, wenn man blos mit offenen Augen und offenem Sinn, mit der klaren Brille der Beobachtung und mit dem Alpenstock der Erfahrung 50 Jahr so neben der eben wachsenden Weltgeschichte hergegangen ist, wenn man so was die Historiker ein „Jahrhundert“ nennen, an der Wiege gekannt hat, dann in den Knabenjahren, dann in den Flegeljahren, wenn man die Kinderpossen, Jugendstreiche, Mannesthaten dieses Jahrhunderts 50 Jahr lang mit angesehen hat, wenn man seine dummen Streiche mit ansah, Zeuge seiner Großthaten und seiner geschossenen Böcke war, wenn

man alle die Riesen und Zwerge, Unsterblichkeiten und Gloriositäten kennt und kannte, wenn man den ganzen Troß von Thaten, Geschehnissen, Persönlichkeiten, Werkführer und Maschinenlenker kennt, welche das Hackfleisch bilden, mit welchen die Historiker ihre lange Wurst füllen, wenn man 50 Jahre lang die Quellen, Pfützen, Tümpel, d. h. die Zeitungen, Berichte, Bulletins, Acten kennt, die Weise wie sie entstehen, die Art wie sie Lüge und Wahrheit zusammenkoppeln, die Bodenlosigkeit, mit welcher sie alle von krassestem Egoismus dictirt, von Speichelleckern in die Welt gesetzt, von krasser Flachheit und Kurzsichtigkeit großgezogen sind, und bedenkt, daß aus diesen Spottgeburten von Lüge, Beschönigung, Herrendienerei, Heuchelei, Kurzsichtigkeit, Widerspruch, Anmaßung, Erdichtung, grundloser Anschuldigung und grundloser Glorifikation, wenn man bedenkt, daß aus diesen Ingredienzien, welche die Gegenwart mit Achselzucken und höhnischen Mienen liest, die Zukunft das aufbaut, was man „die Blätter der Geschichte" nennt, dann hat man das vollste Recht, mit seinen Schlüssen zurückzugehen bis an die ersten Zimmerplätze der Universalgeschichte und zu zweifeln, ob die großen Männer und Thaten, die sie in ihrem Atelier aufstellt, wirklich aus dem Holz vom Baume der Erkenntniß und Wahrheit geschnitzt sind!

Wenn man in der Geschichte von 50 Jahren mitgelebt und erfahren hat, daß die Weltgeschichte nur

einen Beichtvater hat: den Erfolg; der Erfolg, der alle Sünder absolvirt, der den Frauenräuber mit einer Aureole umgibt und den Unsterblichen im Exil dem Hohn überliefert; der Erfolg, der blinde, der zufällige Erfolg, der so oft Unsterblichkeiten aus dem Himmel schüttelt und das größte Genie als scheintodt der Vergessenheit überliefert; wenn man so manche Handlanger kennt, welche die Steine liefern zum Bau der Weltgeschichte, und den Steinbruch, aus dem sie diese Steine brechen; kurz, wenn man die Vögel alle kennt und beobachtet, wie sie Halme, Stroh, Wasser und Erdreich zusammentragen zu dem Nest der Weltgeschichte, dann liest man eben alle Bücher der Weltgeschichte mit eben dem Glauben wie man „Therese Krones" oder „Meister Strauß und seine Geige" liest. Haben wir doch in neuester Zeit Beweise erhalten, daß Cromwell ein edler Mann mit den lautersten Herrschertugenden war, daß Wallenstein ein hochherziger Patriot gewesen, daß Machiavell die Humanität als Basis der Politik annahm!

Wissen wir doch, daß der „Tyrann von Syrakus" einer der hochherzigsten Regenten war, und nennen doch die Juden „Titus den Gütigen" nur „Titus den Boshaften!"

Nennt doch die Geschichte Marc Aurel „den Philosophen," obschon seine Philosophie Tausende von Christen morden ließ; beschenkt sie doch König Heinrich mit dem Beinamen: „der Gottgegebene," ihn, der

dem Gott Priap alles gegeben, was die Götter des Fleißes und der Arbeit seinen Unterthanen gegeben haben; bekleidet doch die Geschichte Harun Al Raschid mit dem erhabensten aller Titel: „der Gerechte“ und er mordete blos seine Schwester Abassale, ihren Mann, den Abiiden Jahir und ließ das ganze Haus der Barmeciden umbringen!

Wie schrumpft bei solchen Betrachtungen der Nachruhm, das Fortleben in der Geschichte zu einem armseligen Denkpfennig, zu Bastarden von Parteigängerei und Mißgunst herab!

Und doch studirt man Weltgeschichte und gibt der guten Klio einen eisernen Griffel in die Hand.

Frau Tedesco — die Mutter des berühmten, glänzenden Pianisten Tedesco in Hamburg — war eine eben so liebenswürdige als vortreffliche Frau, die aber Nerven hatte, welche der Zeit um ein Vierteljahrhundert vorauseilten, Nerven wie sie jetzt nur eine reiche jüdische Banquiersfrau hat, welche so nervös ist, daß sie, wenn im Theater geschossen wird, ihrem Manne oder dergleichen in die Arme fällt, der sich nur dadurch entschuldigen kann, daß er ihr versichert, er habe das Pulver nicht erfunden.

Frau Tedesco litt an dem Wein-Krampf, d. h. sie mußte oft weinen, wozu sie gar nicht Ursache hatte, sie war reich, schön, ihr Mann liebte sie als ob sie ihm eine ganz Fremde gewesen wäre, sie hatte hübsche Kinder und war Beschützerin der

schönen Künste und Wissenschaften, welche in meiner Person in's Haus aus und eingingen.

Die Aerzte hatten dazumal noch nicht so ganz ergründet, daß der Mensch nichts ist als eine Garn-Niederlage, welche voll von „weißen Fäden“ ist, die man „Nerven“ nennt, die in lauter „Bündeln“ nebeneinander aufgestößelt liegen, und das ganze Leben nichts als ein „Geschäft“ ist, das Geschäft dieser Bündel und Fäden, das Geschäft des „Nervensystems.“

Diese oft ganz unschuldigen weißen Zwirnfäden müssen oft die Sündenböcke machen, auf die Alles geschoben wird, wenn den Aerzten der Faden ausgeht.

Wie gesagt, damals hatten nur die höhern Stände Nerven; dennoch erklärten die Aerzte, daß Frau Tedesco an Nerven leide, und da die Nerven das Bad ausgießen mußten, so wurden ihr dagegen die Teplitzer Bäder ordinirt. Frau Tedesco ging mit ihrem fünf- oder sechsjährigen Töchterchen Lisette nach Teplitz, da das ausgedehnte Geschäft des Herrn Tedesco es ihm nicht möglich machte, sie zu begleiten.

Es war im Jahre 1813, im Jahre wo die blutigen Würfel auf dem grünen Tisch der Schlachtfelder rollten, die Flammen von Moskau und die Wogen der Berezina waren Napoleon's Feuer- und Wasserprobe geworden und sein 29. Bulletin rollte und grollte durch Europa hin, großartig und erhaben wie der letzte Donnerschlag eines majestätischen Un-

gewitters, in welchem aber zugleich die ganze Elektricität sich erschöpft.

Man wußte damals noch nicht, wie sich Oesterreich erklären werde, und ganz ruhig und unbesorgt wurde Teplitz besucht, dieser Ort, unfern von Dresden, dem Mittelpunkte fast der verbündeten französischen Armeen. Die Kriegserklärung Oesterreichs an Napoleon im August 1813 verwandelte die Sorglosigkeit der in Teplitz sich amüsirenden Badegäste in einen panischen Schreck.

Die kriegerischen Massen zogen sich unmittelbar in der Nähe von Teplitz zusammen, alle Badegäste flohen wie aufgescheuchte Tauben aus dem warmen Neste fort und bald war in Teplitz kein Fuhrwerk mehr zu bekommen, die Forteilenden fortzuschaffen.

Angst und Besorgniß herrschte im Hause Tedesco's, welches die Herrin und Gemalin allein und schutzlos mit dem kleinen Mädchen in Teplitz wußte und ohne Nachricht von ihr war.

In diesem Moment der Wirrniß wurde beschlossen, ein Fuhrwerk in Prag zu miethen, welches sie von Teplitz abholen sollte und ich wurde ausersehen, diesen Zug zu leiten, zu führen und die schöne Frau sicher und besonnen ihren Penaten wieder zuzuführen.

Mit aller blinden, nichtsdenkenden Sorglosigkeit der noch kindischen Jugend unterzog ich mich dieser „Odyssee,“ stülpte eine Heldenkappe mit der

unternehmenden goldnen Trobbel lustig auf das linke Ohr, steckte ein paar Bücher und ein paar kalte Kalbsbraten, — Heu und Hafer für Leib und Seele, — in die Wagentasche, warf mich in die Kutsche und rief dem Kutscher zu: „Len hibaite!" (fahr' zu!) und „hurtig, mit Donnergepolter entrollte der tückische Menoides!"

Ich könnte nicht sagen, daß ich, junger Apoll, mit einem „flammenhufigen Gespann" fuhr. Es war was man „einen Kasten" nennt; die Pferde, die dazumal durch die elektrischen Telegraphe zu keinem edlen Wettstreit angespornt wurden, nahmen von der Weltgeschichte und von meiner Sehnsucht nach Teplitz keine Notiz, und so kam ich langsam wie die Belohnung der guten Thaten vorwärts.

Wir, ich und die Pferde, mochten uns ungefähr so einige Minuten weit gegenseitig getäuscht haben, ich überließ mich dem Gott mit den Mohnkörnern, träumte von Bade-Nymphen und Aktäons-Szenen, da erweckte mich ein Lärm, ich erwachte und befand mich inmitten eines Pulks von Kosaken!

Von Nymphen in nassen Gewändern zu Kosaken mit zottigen Bärten ist derselbe eine Schritt, der vom Erhabenen zum Lächerlichen, von Tugend zu Laster, von Reichthum zu Armuth, und von der Poesie zu einem dummen Streich ist.

Ich könnte nicht sagen, daß mich meine Umgebung sehr erquickt hätte, allein ich war genugsam

in die Politik eingeweiht, um zu wissen, die Kosaken sind jetzt meine Freunde, und ich faßte so viel Muth als ich eben zu fassen im Stande war und fragte den Kutscher: „Was gibt's?" — Ich hatte die Frage aber irrthümlich gestellt, ich hätte fragen sollen: „Was nimmt's?"

Ein Kosak, der mir ein Offizier schien, machte ganz ungenirt den Wagenschlag auf und setzte sich an meine Seite. Ich erschrack, aber die Kosaken waren ja meine Freunde, und ein Freund an der Seite ist angenehm!

Der Kosak bemühte sich, mit mir deutsch zu sprechen, ich bemühte mich, mit ihm französisch zu sprechen, und so verstanden wir gegenseitig nicht eine Silbe von unserm interessanten Dialog,

Es kamen bald mehrere Kosaken an den Wagen, denen der Kosak an meiner Seite den Kalbsbraten aus der Wagentasche reichte. Was war zu thun? Die Kosaken waren ja meine Freunde, die Freunde unserer Freunde sind unsere Freunde! Guten Appetit, liebe Freunde!

Indessen bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß ein Freund sich zum Kutscher setzte, ihm die Leitung meiner Staatsmaschine aus der Hand nahm und eine ganz andere Richtung in dem Weg meiner Regierung einschlug!

Es entstand ein Moment aus der Periode Babels! Der Kutscher sprach böhmisch, mein Freund im

Wagen deutsch, meine Freunde um den Wagen kosakisch, ich böhmisch-deutsch-französisch; Keiner verstand den Andern, nur die zwei Pferde verstanden, was mein Freund auf dem Kutschbock ihnen auf den Rücken zusagte, sie schlugen die Richtung ein, welche ihnen mein Freund vorschlug!

Kurz, die Freunde brauchten Pferde und Wagen; anstatt nach Teplitz mußte ich nach Melnik gehen, wo ich freilich durch den höchst interessanten Anblick reichlich entschädigt wurde, da die drei Alliirten und den General Moreau zu sehen.

Aber meine Leiden waren noch nicht zu Ende! Meine Freunde gaben mir meinen Reisebündel in die Hand behielten das Fuhrwerk bei und mit sich, und „Roß und Reiter sah ich niemals wieder!"

Mit Freunden muß man es nicht so genau nehmen, besonders wenn die Freunde Bärte sind, welche Kosaken tragen und russisch mit dem Lanzen-Accent sprechen!

Ganz Teplitz war in Alarm, die Bestürzung allgemein, am Himmel war der Widerschein einer großen Feuersbrunst sichtbar, aber Niemand wußte etwas Näheres, und, wie das bei ähnlichen Anlässen immer ist, Verwirrung und Durcheinander anstatt Nachforschung und Erkundigung.

Für mich war diese Nacht der Tag der Vergeltung, dies irae. Frau Tedesco, dem Bette in einem Negligé entronnen, welches eben auch nicht

geschaffen war, Feuer zu löschen, hatte aufgehört Weib und begann Furie zu sein.

Es war ihr nicht zu verargen. Durch meinen grenzenlosen Leichtsinn wurde sie und ihr Kind bewogen, bis zu diesem Moment der höchsten Gefahr in Teplitz zu bleiben.

Wenn häßliche Frauen Furien werden, so ist das ein Kinderspiel, es ist kein Widerspruch in der Sache, was sollen häßliche Frauen anders sein als Furien? Ja, es ist ihre Pflicht, Furien zu sein. Aber wenn schöne Frauen Furien werden, dann ist Ausziehzeit, dann muß man gleich das Feld räumen!

Je schöner die Locken, desto wilder die Schlangen, in die sie sich verwandeln, je perlweißer die Zähnchen, desto spitziger die Hauzähne, zu welchen sie sich verlängern, je sanfter die Gesichtszüge, desto entmenschter die Gewaltspuren des Teufels, in welche sie sich umwandeln.

Ohne Alekto, Megära und Tisyphone, diese drei Euripidischen Furien, im mindesten beleidigen zu wollen, übertraf Frau Tedesco in diesem Augenblick des Grimmes alle drei an Erhabenheit des Ausdrucks und an Urwüchsigkeit des Furienthums. Sie mißhandelte mich, ihren Liebling, ihren Auserwählten.

Allein die Frauen im Allgemeinen sind wie Jehova, der Gott der Juden. So wie dieser das Volk vorzugsweise plagte und quälte, welches er aus-

erwählte, so plagen und quälen die Frauen vorzugsweise jene, die sie erwählt haben.

Frau Tedesco schalt mich Mörder, Kindesmörder, Vaterlandsverräther, Mordbrenner, mit dem Feind einverstanden, Räuber, Plünderer!

Zu meiner eigenen Beschämung muß ich gestehen, und ich thue es widerstrebend und blos von der Achtung vor der biographischen Wahrheit beseelt, auf mich machte ihr Jammer weit weniger Eindruck als ihr Negligé! Ich war ein heilloser Leichtsinnling, und nur die eindringliche Vorstellung ihrer zehn Nägel vermochte es, mich nun wirklich nach Mitteln umzusehen, wie man aus Teplitz augenblicklich fortkommen könnte.

Von Pferd und Wagen war schon einige Tage früher keine Spur im ganzen Umkreise zu finden.

Ich stand hilflos in der Wüste meiner Verzweiflung da; hoffend, daß der Himmel, der schon einmal in der Wüste Wachteln mit Polenta regnen ließ, uns vielleicht jetzt auch Pferde regnen lassen werde, aber es geschah nicht!

Frau Tedesco sprach: „Schaffen sie Rath! Geld soll's kosten, noch so viel! Sparen Sie nichts!"

„Geld soll's kosten noch so viel!" Das ist Hilfe! Geld sind Wachteln, Geld ist Manna in der Wüste des Lebens! Mit Geld stampft man Pferde aus der Erde, läßt man Chaisen auf flachen Canapés wachsen!

Geld ist in der ganzen Welt eine Macht, in einem Ghetto aber eine Zaubergewalt.

Ich stürzte mich in die Teplitzer Judengasse und — nicht nur die Liebe, sondern noch mehr das Geld macht erfinderisch; vermittelst dieses Zauberstabes verwandelte ich ein wohlgepolstertes zweisitziges Canapé zu einem Reisewagen, — und acht jüdische „Träger" als Eckensteher in acht arabische Pferde, welche abwechselnd als Relais-Juden, diesen Roßhaar-Phaeton bis nach Billin tragen sollten, wo ich Pferd und Wagen zu finden hoffte.

Mit dieser achtspännigen Phantasie-Equipage, phantastischer als die, in welcher Fee Mab über die Nasen der Träumer fährt, kehrte ich zu Frau Tedesco zurück, triumphirend und schmollend zugleich.

Die schöne Frau war von dem Siedpunkt der Wuth herabgefallen auf den Punkt der kalten Resignation, die Furie wurde wieder Thränenweide, und die zehn Finger, welche vor Kurzem ihre zehn Gebote auf die Gesetztafeln meiner Wangen zu schreiben drohten, wühlten demokratisch in ihr schwarezs Rabenhaar.

Nach Zaudern und Widerstreben bestieg sie mit der kleinen Lisette das Conapé, vier Juden trugen es, vier gingen daneben her und ich voraus. Es war ein romantischer Zug! Der Palankin mit seiner kostbaren Last, die alttestamentarischen Kameele, die ihn trugen, und ich an der Spitze voran, durch

Nacht und Dunkel daherschreitend wie Fingals Geist über die Haide.

Wir erreichten Billin früh am Morgen, ich fand glücklicherweise einen Bauer der dumm genug war mir zu glauben, daß in zwei Stunden die Franzosen da sein und ihm gewiß die Pferde requiriren werden; von dieser Furcht und von dem Geldklang beseelt, spannte er seinen Korbwagen an um uns nach Prag zu bringen.

Ich übergehe die Gefahr dieses Rückzugs nach Prag, bei welcher wir mehrmals in die Truppenzüge, in die Munitions-Trains der verbündeten Heere hineingeriethen, die von dem Gebirge herab nach Teplitz hinzogen Unser so stets aufgehaltener Zug dauerte mehrere Stunden.

Am zweiten September waren wir in Laue, einem kleinen Städtchen in Böhmen, und an diesem Tage starb da Moreau, dem eine Kanonenkugel in der Schlacht die beiden Beine wegriß. Wir kamen in Prag zugleich mit dem gefangenen General Vandamme an, der eben so wenig auf dem Schlachtfelde sterben sollte, welches den Helden Moreau tödtete, als Wallenstein auf dem Felde fallen sollte, auf welchem der edle Gustav Adolf fiel.

Endlich langten wir in Prag an, wo wir die Familie Tedesco in der tödtlichsten Angst um die Hausfrau und um meine Teplitz-Expedition vorfanden, eine Angst, die sich nun in Freude und Dank auflöste.

Zur Steuer der Wahrheit sei es gesagt, die Frau Tedesco hatte kein Gedächtniß für meinen Leichtsinn, schilderte vielmehr meinen Eifer, meine Aufopferung, meine Umsicht u. s. w. mit den glänzendsten Farben, so daß ich unter den Augen der Familie als ein Salvator, ein Wundermann erschien.

Wer weiß zu welcher colossalen Favorit-Höhe ich mich noch in diesem Hause der Frau Tedesco erhoben hätte, wenn nicht die Götter plötzlich links gedonnert und meiner nächsten Laufbahn auf einmal eine andere Richtung gegeben hätten.

In der Erzählung von meinen Reisenabenteuern blieb ich der Natur aller Reisebeschreiber treu, ich schilderte mit dem romantischsten Pinsel die ausgestandenen Gefahren, ich tauchte diesen Pinsel in Blut, Flammen und Thränen, ich machte mich zum Martyrer, und das Alles, um zum Schutz der schönen Frau herbeizueilen, und so wirkte ich durch entflammte Phantasie und großartige Schilderung auf das Mitleid, auf die Rührung derselben, die mir einige Tage der Erholung nicht versagen konnte.

Um aber auch der historischen Wahrheit zu genügen, muß ich dem Leser unter dem Petschaft der Verschwiegenheit gestehen, daß mich noch ein Beweggrund in Teplitz zurückhielt — die Liebe! — denn was nennt man nicht alles „Liebe“?

Ich hatte in Prag auf einer Hochzeit eine Teplitzer Maid kennen gelernt: Mamsell Raudnitz. Soll ich sie dem Leser schildern? Ach:

„Wir malen mit Augen der Liebe und Augen der
Liebe müssen uns auch beurtheilen"
sagt der Maler in „Emilia Galotti."

Wozu die Phantasie meiner kühlen Leser entflammen? Wozu Wünsche in ihnen aufstacheln, welche doch Mamsell Raudnitz nicht mehr niederzustacheln im Stande ist?

Ich sage nur so viel: sie ließ sich am Tage jener Hochzeit wägen und sie wog auf der Wage der geschichtlichen Gerechtigkeit einhundert und zweiunddreißig Pfund, sie hatte also das Beiwort „üppig," welches die Wiener mit dem unbeschreiblich pikanten Wort „mollet" übersetzen, bis auf jenen Grad der Vegetation getrieben, die man die tropische Zone des Fleisches nennen könnte.

Wenn in einem „schönen Leib eine schöne Seele" wohnen muß, so muß in einem dicken Leib eine dicke Seele wohnen, und dicke Seelen sind immer zur Gegenliebe geneigt; diese Wahrheit beruht auf Erfahrung.

Die Extreme ziehen sich an, ich war mager, so mager, daß mich meine Geliebte an einem Freitag hätte zum Fressen lieb haben können ohne dadurch die Fasten zu verletzen.

Ich und Mamsell Raudnitz waren für einander geschaffen, denn:

Wo das Dicke mit dem Magern
Sich vereint zusammen lagern,
Da gibt es einen Seelenbund!

Auf jener Hochzeit tanzte ich meinen ersten „Deutschen" mit Mamsell Raudnitz, und unbefangene Zuschauer genossen einen Anblick als wie wenn auf den Meereswogen ein Linienschiff tanzt, an welchem sich ein kleines „Schinakel" angekettet hat.

Diese Mamsell Raudnitz sah ich in Teplitz wieder.

Wie verschiedene Wirkungen bringt der Gram der Liebe und der Schmerz der Trennung auf verschiedene Wesen hervor! Mich hatte der Gram der Liebe noch magerer, die Mamsell Raudnitz noch dicker gemacht.

Ich kam gerade zur rechten Zeit, denn, wenn der Gram der Liebe noch drei Tage an ihr gezehrt hätte, sie wäre zerplatzt!

Ich war glücklich wie ein König im Schachbrett! aber ein Frosch, ein miserabler Frosch sollte mein Paradies zerstören.

Die Geschichte ist höchst unbedeutend, aber da ich in meinen Memoiren das Angenehme mit dem Nützlichen, die Unterhaltung mit der Belehrung verbinden will, so erzähle ich die Begebenheit, wie ein Frosch im Mondschein die Herzen zweier Liebenden auseinanderreißt, damit meine holden Leserinnen daraus Lehre und Moral mögen machen, und erkennen, aus welchen dünnen Fäden oft das Narrenseil der Liebe besteht, und wie das Herz eines Liebhabers, besonders wenn ein Stück Poet in ihm steckt, durch den kleinsten Schritt von ihnen sich abwenden kann!

Im Clary'schen Garten zu Teplitz war großer „Ananas-Ausverkauf." Man befürchtete einen feindlichen Ueberfall, und die reichen Ananasleute gaben ihre schönsten Früchte um einige Kreuzer preis.

Eines Abends gingen wir, — wir von Amors Gnaden gar nicht unseres Selbst Herrscher, in den Clary'schen Garten und machten in Liebe, Mondschein und Ananas.

Der Mond ist der Gott der Liebenden, entweder wegen seiner Wandelbarkeit, oder weil er mit seiner Diebslaterne den Liebenden voran geht auf den Wegen zu der Spinnerei, deren Gespinnste nicht an's Licht der Sonne kommen; der Mondschein ist eine Art Einlösungsschein der Schwüre und Versicherungen. Der Mandschein hat etwas unbeschreiblich Interessantes für junge Mädchen und für alte Schwärmer.

Es war also Mondschein erster Klasse mit Vorzug; Mamsell Raudnitz, anzuschauen wie ein kolossaler Dom vom Mondlicht übergossen. Wir wandelten unten so ruhig wie oben der Mond, mit dem Unterschied, daß der Mond keine Ananasse aß, wir aber mit allem Feuer jugendlichen Ungestüms Ananasse verzehrten.

So schritten wir, von Zärtlichkeit und Ananas erfüllt, durch die herrlichen Anlagen des Parkes fort, unschuldig wie Adam und Eva, bevor sie die erste Sünden-Ananas kennen lernten.

Eben als wir so still und selig dahingingen, hüpfte ein großer, grüner Laubfrosch über den im Mondlicht schimmernden Kiesweg.

Mamsell Raudnitz riß sich von meinem Arm los, setzte Fuß und zertrat mit mächtigem Fußtritt den armen, auch im Mondschein wandelnden Laubfrosch, der vielleicht auch eben im Begriffe stand, sich zu der Laubfröschin seines Herzens zu begeben!

Dieser eine Fußtritt aber zertrat nicht nur den Laubfrosch, sondern mit ihm zugleich auch alle Tauben der Venus und alle Nachtigallen der Liebe in meinem Herzen!

Als Mamsell Raudnitz von diesem empfindsamen Seitensprung zu mir zurückkam, schien sie mir nicht ein Bischen schön und dick mehr zu sein, es war mir, als wäre mein Herz ein Laubfrosch und läge nun plattgequetscht in meiner Brust; aus, rein aus war's mit der Liebe, mit dem Mondschein!

Meine liebenswürdigen, lernbegierigen Leserinnen werden aus diesem „Sommernachtstraum" aus dem Leben der Liebe und der Frösche lernen, daß man nie in Gegenwart eines Geliebten, und besonders im Mondschein, einen friedlich wandelnden Laubfrosch zertreten soll, denn das Herz der Männer ist ein kurioses Ding, und viele von ihnen schließen von solchen kleinen Ausbrüchen des weiblichen Heroismus auf die ganze Struktur des Charakters!

— Jener Frosch gab mich mir selbst wieder; ich trennte mich kalt von Mamsell Raudnitz, warf mich aus ihren Armen in die des Schlafes, allein auch aus diesen sollte mich jene Nacht aufschrecken. Ein

gewaltiger Lärm auf der Straße weckte mich; ich sprang auf, riß die Fensterflügel auf und hörte den Ruf:

„Die Franzosen kommen!"

— — — — — — — — — — — — —

In den Tagen meiner Zurückkunft nach Prag wurden da Volksfeste gefeiert.

Die Nachricht von dem Sieg bei Kulm war ein Volksfest, die Einbringung des gefangenen Generals Vandamme, des Tigers von Bremen, war ein Volksfest.

Dem Volke wird Alles ein Fest; das Einziehen eines Siegers wird ein Fest, das Ausführen eines Verbrechers wird ein Fest; zur Huldigung und zur Hinrichtung strömt das Volk wie zu einem Feste; die Gerichtsverhandlung eines großen Verbrechers, das Stehen am Pranger, die Morgue, die Brandstätte einer großen Feuersbrunst, die brausenden Fluthen einer Ueberschwemmung, der Schauplatz jeder Verwüstung, — Alles wird zum Fest, wo die Masse strömt und sich erlustirt, und das schöne Geschlecht ist dabei immer in der Mehrzahl vertreten und erfreut wie zu einem Ball- und Tanzfest.

In Prag herrschte in Folge der Krieges und der vielen eingebrachten Verwundeten und Kranken das tödtliche Spitalfieber und in der Stadt herrschte Schreck und Sorge, Vertheuerung und Geschäftslähmung. . . . .

In diesem Moment erhielt ich auch den strikte-sten, unabweisbaren Befehl meines Vaters, zu ihm zu kommen.

Er war alt und kränklich, konnte seine Geschäfte nicht selbst führen, ich war sein einziger unverhei-rateter Sohn, ich wurde heimberufen.

Es war nicht zu umgehen. Der verlorene Sohn kehrte nach Hause, aber es wurden keine fetten Kälber bei meiner Rückkehr geschlachtet.

Mein Vater, welcher in Ofen wohnte, als ich nach Prag zog, hatte eine zweite Ehe geschlossen und wohnte jetzt in Moor, in einem stattlichen Dorfe im Stuhlweißenburger Comitat, am Anfange des be-rühmten Bakonyer Waldes gelegen.

Da sich in Moor die ersten Flügelschläge meiner Muse entwickelten und mein erstes an das Licht der Welt geschickte Büchlein: „Poetische Erstlinge" der gräflichen Familie von Lamberg gewidmet war, der Gräfin Lamberg, Mutter des edlen, hochherzigen, un-glücklichen, auf der Pester Brücke so schändlich grau-sam gemordeten Grafen Franz v. Lamberg, so werden meine Leser erlauben, daß ich länger bei dieser Wiege meiner Muse verweile und bei den Umgebungen, in welchen ich einige Jahre lang, getheilt zwischen Han-del, Studium, Diät und Poesie verlebte.

Die Lage Moor's hatte nichts besonders Schwung-haftes oder Romantisches. Die Gegend ist ziemlich prosaisch und flach, wenn man auch den Csoka-Berg einen Berg gelten lassen will.

Spaziergänge gab es gar nicht, im ganzen Orte gab es nur zwei Gärten, den gräflich Lamberg'schen und den Klostergarten. In den ersten gelangte man nur durch hohe Bewilligung und in den letzten nur durch Uebersteigung einer Gartenplanke.

Um in jenen ersten Garten zu gelangen, mußte man sich tief bücken, um in den zweiten zu kommen, mußte man hoch klettern.

In dem gewöhnlichen Lebenslauf stehen zwar jene zwei Fähigkeiten in der sympathetischsten Wechselwirkung: je geschickter ein Mensch im im Tiefbücken ist, desto höher klettert er an der Kletterstange des Glückes und der Auszeichnung empor. Die Eichkätzchen sind die Symbole jener glücklichen Naturen, die am Baume des Lebens leicht und bis in die höchsten Zweige emporklettern. Das Eichkätzchen vereinigt von der Katze den Katzenbuckel, von dem Hund den Schweif zum Wedeln und von dem Wettrenner die Geschwindigkeit, damit klettert es lustig empor, knabbert und knackt die härtesten Nüsse und macht die kuriosesten Sprünge.

Das Schicksal ruft bei der Geburt eines jeden männlichen Kindes aus: „Du sollst einen Rückgrat haben aus Kautschuck" oder: „Du sollst einen Rückgrat haben aus einem Ladstock!" Der erste „duckt und buckt" sich, kömmt überall gut durch, der andere geht gerade aufgerichtet und stößt sich überall den harten Schädel an.

Ich konnte mich nicht bücken und ich wollte nicht klettern, und da mir die hängenden Gärten Moors verschlossen blieben, so waren meine Spaziergänge dahin beschränkt, zwischen den flachen Korn- und Roggenfeldern herumzuwandern, da laut zu lesen und laut zu denken, so daß die im Dorfe wohnenden Bauern über mich das Verdict aussprachen: „Der junge Eisler ist närrisch!"

Ich hieß der „junge Eisler," weil meine Stiefmutter eine Eisenhandlung hatte.

Die Staatsverfassung Moors war, vor ungefähr einem halben Jahrhundert eine ganz eigenthümliche.

Es waren zwei Herrscherfamilien, die gräflich Lamberg'sche und die Baron Lusensky.

Es durften im ganzen Orte nur zwei Arendatoren sein, d. h. zwei Gewölbe oder Handlungen, eine Schnitt- und Materialwaarenhandlung, welche an einen Herrn Rosenthal, und ein Salz- und Eisenverschleiß, welcher an die Witwe Sara oktroyirt wurde.

Diese Letzte wurde die zweite Gemalin meines Vaters und meine Stiefmutter.

Das Haus, welches nun mein Vater bewohnte, hatte ein Stockwerk.

Vor einigen Jahren befand sich in der Wiener „Kunstausstellung" eine gelungene Abbildung dieses „Geburtshauses M. G. Saphir's" von einem sehr talentvollen jungen Maler, der auf einer Durchreise durch Moor den Einfall hatte, dieses Haus einer Abzeichnung werth zu halten.

Ich weiß nicht, was aus dem Bilde geworden ist, welches ich gerne an mich brächte, da es gewiß für den Besitzer keinen andern Werth haben kann, als den, welchen es als Kunstwerk hat, für mich hätte es aber ein besonderes Interesse.

Aber der Künstler irrte sich, wenn er es mein „Geburtshaus" nennt, ich bin nicht in Moor geboren, und um die Nachwelt nicht in die Verlegenheit zu setzen, daß sich um mich wie um Homer sieben Dörfer streiten, sei es wiederholt, daß ich in Lovasberény, auch im Stuhlweißenburger Comitate, geboren bin.

Meine Stiefmutter war eine höchst rechtliche, für ihre Zeit und Geschäft höchst verständige Frau, welche meinen Vater auf's treueste und liebevollste pflegte und wartete, wofür ihr meine volle Anerkennung wurde.

Für Poesie, Liebe und Appetit hatte sie keinen Sinn, für diese drei Genien des Lebens und der Menschheit.

Salz und Eisen waren die beiden Pole ihrer Lebensachse.

Den Appetit betrachtete sie als den Fluch, den Gott dem Menschen mitgab, und das Essen als die traurige Folge dieses Fluches.

Sie haßte den Appetit, und es war eine Art Rache, wenn sie bei sich und bei Andern diesen ungestümen Gläubiger, der täglich zwei Mal anklopfte

und mahnte, mit Verheißungen, mit Erstreckungen hinhalten, und wenn er dringend wurde, mit den ungangbarsten, abgegriffensten Münzen, in den kleinsten Raten, befriedigen konnte.

Ohne von Liebig und Moleschott etwas zu wissen, ohne den Stoffwechsel und die Chemie zu kennen, hatte sie aus ihrer Küche eine Art Labaratorium gemacht, oder vielmehr eine homöopatische Apotheke.

Das Pflanzenleben ging ihr über Alles, Salat, Spinat und gedörrte Fisolen waren die Recepte, welche sie jedem Magen, jedem Appetit und in jedem Stadium des Hungers verschrieb.

Fleisch war nur für hohe Festtage ein — Unglück, wie sie es nannte, und ich glaube, es gab Stellen in ihrem Magen, wohin der Name: „Brathuhn" nie gedrungen.

Junge Poeten aber, wie bekannt, fressen wie die Wölfe; Wölfe aber, wie bekannt, sind nicht immer geneigt, Salat und gedörrte Fisolen als Abschlag von der höhern Magenforderung anzunehmen!

Man ist nie hungriger als wenn man eben die Natur oder eine Geliebte besungen hat!

Ein lyrisches Gedicht verfassen macht mehr Appetit, als eine Klafter Holz hacken. Die Gehirn-Nerven stehen mit den Magen-Nerven in dem lebhaftesten Handelsverkehr.

Der Himmel aber ist gütig, er speist die Raben, nährt die Lilien und speist auch die jungen Dichter,

wenn das Schicksal sie auf Salat und Worte-Spinat gesetzt hat.

Der zweite Arendator im Orte, der Vermischte-Waaren- und Material-Waaren-Rothschild, Herr Rosenthal, der Bruder meiner Stiefmutter, führte gute Küche und Tafel; und diese wurde das Succursal, in welchem ich für meinen Magen und meine Muse Rath, Trost und zeitweilige Abhilfe fand.

(Nicht weiter fortgesetzt.)

War Socrates ein Weiser oder ein Narr?

Die sonderbar scheinende Frage, ob Socrates ein Narr war, wirft der „Humorist" nur deshalb auf, weil er kein Narr mehr ist; der „Humorist" hätte viel näher liegende, gehende, stehende und schreibende Menschen und Unmenschen, von denen er es beweisen könnte, daß sie Narren, daß sie noch etwas Schlimmeres als Narren sind!

Allein lügen darf man nicht, denn der „Himmel" sagt: „Du sollst nicht lügen;" — die Wahrheit sagen darf man auch nicht, denn die „Erde" sagt: „Du sollst nicht die Wahrheit sagen;" — die „Erde" sagt, heißt so viel als: die „Menschen" sagen, denn die Menschen sind ja aus Erde gemacht. Also steht ein „Humorist" zwischen Himmel und Erde mit offenem Mund und hat Maulaffen feil. Wenn ein Satyriker oder Humorist das Mauf aufmacht und sagt: „Dort geht ein Aff'!" kömmt gleich ein Mensch und sagt: „Der Aff' bin ich!" Er klagt, und da man bei der Gerechtigkeit nie gewiß ist, ob sie wirklich blind ist, oder ob sie nicht blos schielt, so kann man nie mit Sicherheit sagen: „Dort geht ein Affe."

ohne von den Menschen wegen Persönlichkeit verurtheilt zu werden.

Aus den Lebendigen, aus der Gegenwart kann sich die Satyre ihre Beute nicht mehr holen! Wahr ist's, es ist schade, und schade, daß es wahr ist! Ach Gott, wie viel Narren, wie viel Dummköpfe, wie viel miserable Individualitäten, wie viel elende Scribler, wie viel erbärmliche Redakteure laufen noch lebendig herum, die mir alle noch ihre Kopfsteuer nicht bezahlt haben!

Zwar einen Socrates findet der Humor nicht in der Gegenwart; viel eher eine Xantippe. Der Humor muß also wie die Hyäne die Todten aus der Erde scharren und sie satyrisch verarbeiten. Er muß die Weltgeschichte zum Weltgericht der Gegenwart benützen. Socrates ist ein gutes Thema: erstens wird er nicht klagen, denn er ist ein gescheidter Mann; zweitens kann er nicht klagen, denn er ist todt. Also Socrates muß herhalten.

Man sagt: Socrates war ein W e i s e r! Was wir von ihm wissen, scheint uns das Gegentheil zu beweisen.

Socrates war dreißig Jahre alt, als er sich der Weisheit widmete; ein Beweis, daß er kein Schwab' war, die sich erst zu vierzig Jahren der Weisheit widmen. Das ist der Unterschied zwischen den Griechen und den Schwaben, die Griechen wurden um zehn Jahre früher gescheidt! Die Athenienser können

den Stuttgartern und Geisbergern zehn Jahre Weisheit vorgeben!

Socrates hat sich zu dreißig Jahren der Weisheit gewidmet, er war also noch keine dreißig Jahre alt, als er geheiratet hat. Erst nachdem er eine böse Frau bekam, widmete er sich der Weisheit! Das kann jeder Narr auch! Er widmet sich dann der Weisheit und sagt: „Der Kluge giebt nach!“

Socrates Höchstes war: „Lerne dich selbst kennen!“ Welche Narrheit! Es geht den Menschen mit sich selbst wie mit anderen Menschen. Man hält von Menschen nur so lang etwas, als man sie nicht kennt; wenn man sie kennen gelernt hat, so sagt man oft: „Hätt' ich nur den Menschen nicht kennen gelernt!“ So geht es den Menschen auch mit sich selbst; wenn man sich selbst genau erkennt, so hätte man auch oft Grund zu sagen: „Hätt' ich mich selbst nur nicht kennen gelernt!“ Sehr selten hat der Mensch Ursache, zu sich selbst zu sagen: „Es freut mich, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, ich hab' schon so viel Schönes von Ihnen gehört!“

Socrates faßte den Entschluß, sein ganzes Leben dem Geschäfte zu weihen: „seine Mitbürger aufzuklären!“ Nun bitt' ich kann es einen größeren Narren auf der Welt geben?! Aufklären! „Seine Mitbürger aufklären!“

Wer hat ihn dazu angestellt? Wozu ist denn am Tag die „Sonne“ und der „Zuschauer,“ und

bei Nacht der „Mond" und der „Hans Jörgel" da? Aufklären? Wenn der liebe Himmel die Leute aufklären will, so braucht er keine Philosophie dazu; da schickt er einen Kometen, der den Menschen seinen Schweif zukehrt, oder gar ein Nordlicht, daß Einem die Augen übergehen, und da geht dem Menschen ein curioses Licht auf!

Aufklären! Seine Mitbürger aufklären! Haben je „Mitbürger" Aufklärung verlangt? Wenn ein gescheidter Mensch zur Aufklärung seiner Mitbürger etwas beitragen will, so errichte er eine Oelraffinerie, eine Kerzenfabrik oder eine Buchhandlung, die Kochbücher verlegt.

Was ist das Ende, wenn man seine Mitbürger aufklärt? Sie verurtheilen die Socratisten zum Tod! Also ist es gescheidter, daß man seine Mitbürger aufklärt, damit sie uns sterben lassen, oder ist es gescheidter, daß man seine Mitglieder nicht aufklärt und sie so läßt, wie der liebe Himmel und der Magistrat sie zu Mitbürgern gemacht hat, damit man ruhig leben kann?

Socrates hat seine „Mitbürger" aufklären wollen; ist es auch die Pflicht, blos „Mitzuständige" aufzuklären? Was meint Socrates dazu?

Socrates wollte ferner die Menschen „über ihre „Bestimmung" aufklären." Socrates soll mir verzeihen, aber das ist eine große Narrheit! Entweder es gibt eine „Bestimmung," oder es gibt

keine; gibt es keine, wie kann man Jemand über etwas aufklären wollen, was gar nicht existirt? Und gibt es eine „Bestimmung," so ist jede Aufklärung darüber überflüssig. Seiner Bestimmung entgeht man nicht. Nicht einzelne Menschen, nicht ganze Völker. Der Mensch ist bestimmt, zu sterben. Ist der Mensch bestimmt, siebenzig Jahre alt zu werden, so helfen alle Aerzte ihm nicht, er stirbt doch nicht früher. Ist der Mensch bestimmt, niemals reich zu werden, so mag er noch so dumm sein, er bringt's doch zu nichts. Ist der Mensch bestimmt, zum Narren gehalten zu werden, so mag seine Frau oder Geliebte noch so eifersüchtig sein, er wird doch zum Narren gehalten.

Und wie elend, wie erbärmlich fing Socrates es an, seine Mitbürger aufzuklären! In diesem Punkte hätte er von dem miserabelsten Lump in der jetzigen Journalistik lernen können!

Denn hat Socrates je gegen die Juden gesprochen? Und welch' ein schönes Thema wäre das ungefähr 500 Jahre vor Christi Geburt gewesen! Hat Socrates je dafür gesprochen, daß man Haß und Zwietracht in die Gemüther säen muß, daß man das Gift der Vergangenheit stets in die Adern der Gegenwart gieße, daß man Verfolgung der von Griechenland geduldeten Sekten proklamire?

Also kann Socrates in Hinsicht von Weisheit und Tugend von unseren elendesten Schmierern noch Unterricht bekommen.

Womit hat Socrates ferner seine Weisheit an den Tag gelegt?

Er hat die Schuhe verschmäht! Er ist barfuß gegangen? Ist es gescheidt, die ganze Schusterzunft gegen sich aufzubringen? Wer weiß, ob bei dem Geschwornengerichte bei Socrates' Proceß nicht ein paar Schuster mehr die Geschwornen waren, und das war sein Pech! Und glaubte denn Socrates, wenn man keine Schuhe trägt, so weiß man nicht, daß und wo Einen der Schuh drückt?

Socrates war Volkslehrer! ein Schullehrer! Jetzt wissen wir, warum er nicht auch Schuhe hatte!

Seine böse Frau betrachtete Socrates als „ein Uebungsmittel seiner Geduld und Selbstbeherrschung!" Der Narr! Dazu ist auch eine gute Frau ganz zweckmäßig? „Wenn sie tobte, ging er auf den Markt und lehrte Weisheit!" Ist das nicht ein Narr, der anstatt der Frau auf den Markt geht?

Sokrates' Methode war es, die Leute auszufragen! Aber als man bei Gericht ihn selbst befragte, wollte er keine Antwort geben! So sind die Weisen! Pudelnärrisch!

Die Astronomie verachtete Sokrates; das ist auch dumm! Auf der Erde darf man nichts beobachten, also muß man die Gnade haben, wenigstens den Himmel zu beobachten! Der Himmel hat ein gutes Gewissen! Er läßt sich durch die Rippen sehen! Er erlaubt es, daß man Nachricht gebe von dem Gang

der Kometen, daß man seine inneren Angelegenheiten bespreche. Aber warum sollten wir nicht die Sterne beobachten, wir, die wir doch lange keine Sterne sind und doch auch beobachtet werden?

„Sokrates hat die Philosophie vom Himmel auf die Erde geführt!" Da wird sich die Philosophie bedanken! Wenn Socrates kein Narr gewesen wäre, hätte er die Philosophie hübsch in dem Himmel gelassen; denn wenn die Socratesse in den Himmel kommen und keine Philosophie oben finden, da werden sie wie aus dem Himmel gefallen sein!

Und was hat Socrates der Erde genützt, daß er ihr die Philosophie gebracht hat?

Ist die Philosophie gut gegen die Kartoffelkrankheit? Hat die Philosophie die Cholera aufgehalten? Hat die Philosophie die Ochsen vermindert, so hat sie den Preis des Fleisches vertheuert, und um diesen Preis möchten wir lieber keine Philosophie!

Sokrates wies beständig „auf den weisen Bau des menschlichen Körpers hin."

Wer nur halbwegs gescheidt ist, weiß, wie schlecht dieser Bau ist; wenn man dagegen unsere Neubauten betrachtet, z. B. die Wienbrücke, oder den Brunnen am hohen Markt, oder gar den Semmeringbau, der für die Ewigkeit gebaut ist, da die Zeitlichkeit ihn schwerlich lange befahren wird.

Der Mensch ist der zweckwidrigste Bau, den ich kenne! Es ist gerade, als hätte ihn ein Wiener Haus-

herr als Zinshaus gebaut! Lauter Löcher und Winkelzeug! In dem kleinen Raum vom Kopf wohnen fünf Parteien: hören, sehen, riechen, fühlen, schmecken!

Die Augen haben keine Doppelfenster, die Ohren keine Spalettladen, die Nase hat eine elende Zwischenwand, der Mund hat nicht Schloß, nicht Riegel, die Empfindung muß im Herzen in zwei festen, engen Kammern wohnen, der Magen hat keinen Sparherd, die Galle hat kein Luftdach, der Bauch, die Hausmeisterwohnung, hat keine Klingel, kurz, der ganze Bau ist verdorben; wenn man den Menschen den Gebrüdern Klein in Pacht gegeben hätte, er wäre solider und besser gebaut worden!

Socrates glaubte an einen „Dämon," doch wußte er nicht, wie er ihn nennen sollte; er glaubte nämlich, daß ihn immer ein Wesen, von ihm ungesehen, begleite und beobachte, und nannte ihn seinen „Genius." Der Narr! Wir haben auch Wesen, die, von uns unbemerkt, uns begleiten und beobachten, aber wir halten sie für keinen „Genius."

Was war das Ende von der Socratischen Philosophie? Er wurde angeklagt und zum Tode verurtheilt!

Ein Dichter, ein Redner und ein Gerber! Metitos, ein Lokaldichter, aber nicht Verfasser vom „letzten Zwanziger" im Josephstädter Theater; Lykon, ein Redner, aber kein Redner in der Aula; und Aeytos, ein Gerber und Demagog, aber kein Weißgerber, klagten ihn an.

Und wessen haben sie ihn angeklagt? — Er führe fremde Götter ein!

Die Philister! — Es war also eine reine industrielle Frage, eine Freihandelsfrage! Es handelt sich um die Einfuhr ausländischer Götter!

Und die guten Athenienser! Sie haben „einzelne, aus dem Zusammenhange gerissene Stellen" zur Anklage gebracht und Socrates wurde verurthelt! — Ja, die Griechen haben's auch verstanden! — Sokrates verschmähte es, sich zu vertheidigen! War das etwa weise? Nein, es war dumm! War es etwa edel? Nein, es war engherzig! Man muß nicht nur sich, man muß in sich das Recht vertheidigen! Wenn man seine gerechte Angelegenheit vertheidigt, hört man auf, eine Person zu sein, und wird eine Sache; man kann wohl seine Person aufgeben, aber man hat kein Recht, die Sache aufzugeben, denn die Sache ist die Sache Aller! Man vertheidigt in sich die Sache, in der Sache das Recht, im Recht den Geist Gottes! Die Athenienser hätten den Sokrates immerhin verurtheilen können, aber seine Sache nicht; der Vertheidiger hätte den Giftbecher getrunken, aber die Vertheidigung hätte fortgelebt für Athen, für die Welt, für das Recht, für uns, für die Zukunft, für die Weltgeschichte, für den Geist aller Richterstühle des Universums!

Socrates hatte kein Recht, seine Sache nicht zu vertheidigen! Er hat ein Verbrechen an dem Geiste

der Gerechtigkeit begangen, er hat ihn frisch und unvertheidigt in die Hände seiner Feinde fallen lassen!

Und wie gelebt, so gestorben! Seine Freunde und Schüler wollten ihn retten, er gab es nicht zu! Er konnte entfliehen, aber er wollte nicht! Reine Narrheit! Narrheit, die wie Weisheit aussieht, Kleinheit die wie Größe ausschaut!

Wenn er überzeugt war, daß er unschuldig sterbe, so mußte er seinen Richtern ein Verbrechen ersparen und entfliehen. Wenn er das Wohl seiner Mitbürger wollte, so mußte er seinen Mitbürgern eine Reue ersparen und entfliehen!

Wenn man das Bewußtsein hat, seine Strafe verdient zu haben, dann ist's ein Verbrechen, zu entfliehen; ist man sich aber bewußt, unschuldig verurtheilt zu sein, dann ist's eine Pflicht, zu entfliehen. Denn einem unverschuldeten Tod entrinnen zu können, und es nicht zu thun, ist nackter Selbstmord! Ob man den Selbstmord durch ein zweischneidiges Schwert oder durch die Vollstreckung eines zweideutigen Urtheils an sich ausübt, ist alles Eins.

Socrates' letzte Worte waren: „Wir sind dem Aeskulap einen Hahn schuldig!" Welch' ein Narr! im Tod denkt er noch an seine Schulden!

Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir, daß dem Aeskulap der Hahn als Symbol des Lebens geopfert wurde. Wahrscheinlich deßhalb, weil um den, der dem Aeskulap in die Hände fällt, kein Hahn mehr kräht.

Wir wollen nun dem Leser selbst überlassen, den Sokrates für einen Weisen oder für einen Narren zu halten, und uns auch. Daß es aber Philosophen über Philosophen gibt, beweist der Umstand, daß einer der größten deutschen Philosophen: Hegel, es herausgebracht hat, daß Sokrates mit Recht verurtheilt wurde.

Die Philosophen können Einen wirklich ganz stockdumm machen!

Der Hackelputz.

Sie haben mir zugesagt, meinen „Hackelputz“ mit Ihrer holden Gegenwart zu verschönern; der „Hackelputz“ kam, aber Sie, Sie? Sie kamen nicht! Ich war verdrießlich! Die Bilder meines Salons sahen mich an und fragten:

„Was hat man dir, du armes Kind gethan?“

Zuerst war ich verdrießlich, dann böse, dann kochte ich, nämlich „Rache!“ Rache à tout prix! Aber nicht geheime Rache, nicht Calderonische: „segreta venganza y segreto aggravio!“ sondern öffentliche Rache!

Ich will Sie öffentlich beschämen! Die Welt soll wissen, daß Sie zwar eine schöne, eine liebenswürdige Frau sind, aber daß Sie durchaus keine Gelehrte sind! Was sag' ich: keine Gelehrte? Die Welt soll wissen, daß Sie — unwissend sind! Unwissend, so unwissend, wie nur irgend etwas auf der Welt! Ich will's der Welt erzählen, laut in die Ohren schreien, daß Sie nicht verstehen, was ein „Hackelputz“ ist.

Als ich Ihnen, meine verehrteste Holdselige, in meinem Salönchen, nachdem Gesang, Declamation

und sonstiges Salonfutter zu Ende war, voll Ehrerbietung sagte: „Gnädige Frau, wollen Sie mir morgen das Vergnügen machen, den „Hackelputz" mit Ihrer Gegenwart zu verherrlichen?" fragten Sie ganz naiv, ohne über ihre Ignoranz zu erröthen: „Ein Hackelputz?" Was ist das: „Ein Hackelputz?"

Shakespeare in seinem Glasrahmen wurde wachsbleich und flüsterte mir zu: „it is horrible!" Wie? der Humorist duldet Wesen in seinem Salon, die nicht wissen, was ein „Hackelputz" ist?

Vergebens, meine gnädige Frau, machte ich Ihre andern leiblichen und geistigen Vorzüge geltend; Shakespeare war unerbittlich, und selbst der kleine Diogenes auf der andern Wandseite schien satyrisch zu lächeln, daß in meinem Salon eine Seele sein kann, die nicht weiß, was ein „Hackelputz" ist!

Ich hätte der Welt nichts davon gesagt, allein Sie, anstatt mich zu besänftigen, was den reizenden Damen doch so leicht ist, häufen Sie das Maß Ihrer Verbrechen, sagen sich sammt Familie zum „Hackelputz" zu und kommen nicht!

Im Leben, meine Hochgeschätzte, ist aber Gnade ein schönes Wort; es gibt Gnade nach Unrecht und Gnade vor Recht; ich will diesmal Gnade vor Recht ergehen lassen und Ihnen doch erklären, was eigentlich ein „Hackelputz" und dessen tiefe Bedeutung ist.

In der Wiener Sprache gibt es manche solche

Worte, die Adelung nicht erfunden, die Academie der Wissenschaften nicht sanctionirt hat, und die doch, wenn auch keine Bürger der deutschen Sprache, doch zu ihr zuständig sind.

Das Idiotikon oder Fremdwörter-Büchlein der Wiener Sprache ist reich an Wortgebilden, die unübersetzbar sind, die nicht von Gelehrten geformt wurden, von welchen man nicht weiß, wie sie entstanden, die im Volke gemacht, vom Volke adoptirt, durch das Volk zum Sprachgebrauch erhoben, ausdrucksvoller, bezeichnender und drastischer sind, als tausend Worte, welche von Sprachforschern und philologischen Gesellschaften in das Wörterbuch eingeführt worden.

„Hackelputz!"

Nicht nur Sie, meine Holde, sondern mit Ihnen wissen vielleicht viele meiner verehrten Leserinnen nicht, was das für ein Thier in der Sprach-Menagerie des Dialectes ist!

Wenn Jemand eine Abendgesellschaft einladet und ihr was zu essen gibt, wie es früher noch hie und da Sitte war, bevor die chinesische Regierung des Thees die Herrschaft des Weines verdrängte, und ehe die blasse Limonade und eine mathematische Biscuit-Linie den Kalbsbraten mit obligatem Wein und Bier verdrängte; also wenn Jemand seiner Abendgesellschaft die angenehme Grobheit erweist, ihr nicht blos die

Gesellschaft selbst vorzulegen, sondern ihr auch zumuthet, daß sie so unmodern sein soll, von acht Uhr Abends bis zwei Uhr Morgens noch mehr zu verlangen, als den Hut in der Hand, den Zwicker im Aug', Clavierspiel in den Ohren und nichts, sage Nichts in dem Magen zu haben; — wenn ein solcher abgeschmackter Wirth seiner Gesellschaft noch zumuthet, sie soll, wenn sie von ihm weggeht, nicht mehr in's Gasthaus stürzen und ausrufen:

„Kellner, zu Hilfe! Ich komm' aus einer Soirée! Geschwind einen Braten, oder was da ist! Ich bin schon halb todt!" sondern er gibt ihr — wirklich zu essen, d. h. wenigstens die ersten Elemente des Essens, die fünf Selbstlauter eines Abendessens: Kalbsbraten, Schinken, Zungen, Salat und Käse; wenn sich in der modernen Gesellschaft noch so ein Rococo-Wirth befindet und bei dieser Rarität sich sodann die noch größere Rarität vorfindet, daß Etwas übrig bleibt, und zu diesen beiden Raritäten sich dann die dritte und größte gesellt: daß der Wirth die intimen Freunde der Gesellschaft einladet, diese der Vernichtungs-Schlacht entronnenen Flüchtlinge am nächstdarauffolgenden Abend sans façon ganz aufreiben zu helfen, so heißt dieses Nachtreffen: „Ein Hackelputz!"

Ich glaube, dieses Wort ist von einer genialen Köchin erfunden worden! Es ist zusammengesetzt von „Hackel!" (kleine Hacke) und von wegputzen, und

bedeutet eigentlich, daß an diesem Abend die Trümmer von gestern verzehrt werden mit allem dem, was das „Hackel" so vom Kalbsbraten, Schinken u. s. w. an Ecken weggeputzt hat.

Der „Hackelputz" ist die Rechnungsprobe der Soiréen: wo nichts für den „Hackelputz" übrig bleibt, da fand die Gesellschaft nicht ihre volle Rechnung.

Der „Hackelputz" ist das Agio der Soirée. Aber zur Soirée ladet man Gönner, Bekannte und Freunde, zum „Hackelputz" nur die „Intimen," den engen Kreis, die Bevorzugten.

Die Soirée beginnt zuerst mit zwei Stunden langem Stimmen der Gesellschaft, bis sie zusammenstimmen; der Eine ist zu hoch gestimmt, der Andere zu tief, der Eine schnurrt, der Andere brummt, der Dritte gibt gar keinen Ton von sich. Beim „Hackelputz" aber beginnt das Stück sogleich; es ist Alles zusammengestimmt, die Unterhaltung wird sogleich flott.

In der Soirée müssen die Leute erst warm werden, die Männer müssen erst in kleinen Häuflein sich in allen Ecken und Winkeln zusammendrängen, wie die Schafe, wenn's wetterleuchtet, bevor sich diese Knäuel entwirren und ein Mann so unternehmend ist, sich einer Dame zu nähern, um sich zu überzeugen, ob sie wirklich lebt. Die Damen müssen sich gegenseitig erst betrachten, die gegenseitige Toilette einem Examen-Rigorosum unterwerfen, Jede muß sich so zu sagen,

an das Klima der andern Damen gewöhnen, bis sie anfangen gesellig zu werden.

Wie anders ist's beim „Hackelputz!" Die Männer sind so gefällig und reden gleich etwas! Die Frauen sind so liebenswürdig und ziehen sogleich die Handschuhe aus.

In der Soirée muß der Wirth für alle Damen gleich liebenswürdig sein — si fabula vera — im „Hackelputz" kann er gegen Alle herzlich und gegen Eine vorzugsweise liebenswürdig sein! In der Soirée darf der Wirth nur Essen und Trinken und Aufmerksamkeit haben, im „Hackelputz" kann er auch ein Herz und einen besondern Gusto haben.

O, wie oft ist der „Hackelputz" amusanter, als die Soirée! Fast ebenso oft, als die Antichambre anziehender ist als der Salon und die Zofe interessanter als die Dame.

Die ganze Menschheit, meine schöne Frau, ist nichts, als eine Sammlung von „Hackelputze!"

Was ist das Leben? Bis dreißig Jahre ein Fest, dann ein „Hackelputz!" aus den kurzen Ueberresten der Jugend!

Was ist die Ehe? Ein „Hackelputz" der Liebe! Einige karge Liebes-Ueberbleibsel für zwei Personen!

Was ist die Hoffnung? Ein „Hackelputz" von Wünschen, Erwartungen und Luftschlössern!

Was ist der Ruhm? Ein „Hackelputz" von Eitelkeit, leerem Schall und Zeitungspapier!

Was ist die Gerechtigkeit? Ein „Hackelputz“ von Prozeßkosten und Büchern in Schweinsleder!

Ich hoffe, daß Sie, meine Verehrte, nun wissen werden, was ein „Hackelputz“ ist; und wenn Sie es wissen werden, dann werden Sie auch kommen, wie ich hoffe. Ich habe Sie doch mündlich dazu eingeladen, an einige andere Damen ließ ich folgende schriftliche Einladung ergehen:

Unseren verehrten Freunden und Gönnern zeigen wir hiermit den Hintritt der „Gebrüder Kalbsschlägel und Schinken“ an.

Sie verschieden gestern Abend nach einem kurzen kalten Fieber an den Folgen des Magenübels einer größeren Gesellschaft. Wer sie im Leben kannte und ihren Wandel und weiß, wie theuer uns die Dahingegangenen waren, wird unsere Empfindung zu würdigen wissen und unsern Schmerz nicht noch durch mehr Theilnahme vermehren.

Die irdischen Ueberreste aber der Dahingeschiedenen werden heute eingesammelt und in den Magen einiger intimer Freunde beigesetzt. Dabei wird ein Kehlen-Amt von „Gluck! Gluck!“ abgehalten werden.

Sie werden eingeladen, heute Abend zwischen 7—8 Uhr sich im Humoristenhaus einzufinden, um dem Sarge mit den Gebeinen der Dahingeschiedenen die letzte Ehre zu erweisen

Der „Humorist“ im Namen seiner unmündigen Witze.

Meine Genesung,

oder:

Die mir vom Himmel verliehene „Leibes-Constitution."

Nichts dauert ewig, nicht einmal eine „Constitution!" In fünfzig Jahren kann man die beste „Leibes-Constitution" ruiniren.

Ich hatte eine „Constitution" bereits länger als fünfzig Jahre getragen, und obwohl ich sie so ziemlich geschont habe, ist sie, wie so manche deutsche Constitution, doch endlich fadenscheinig und abgetragen geworden, und wollte es nicht mehr länger thun. Oberhaus und Unterhaus, „Kopf und „Magen" wollten ihre Functionen nicht mehr recht verrichten; der Minister des Innern, „der Appetit," reichte seine Entlassung ein; der Justizminister „Schlaf" – denn die Gerechtigkeit ist ja nur „ein Traum" — ging auf Urlaub; der Minister der Arbeit: „der Geist," wollte die Verantwortlichkeit für die Abonnenten des „Humoristen," nicht mehr tragen; der Kriegsminister „Humor" erschien gar nicht mehr am Ministertische des geistigen Reichsrathes und die 300 Glieder meines Körpers waren

so wenig thätig, wie gewöhnlich alle Glieder eines Staatskörpers sind.

Ich sah also alle Tage meiner „Auflösung" entgegen und daß mich unser Herrgott vermittelst seines „car tel est notre bon plaisir" wieder dahinschickt, wo ich hergekommen bin, nämlich: in die Erde!

Allein unser Herrgott ist ein gütiger und gerechter Gott, er begnadigt Sodom, wenn auch nur ein paar Gerechte in ihm zu finden sind; er wartet auf die Reue bis zum Tode des Sünders, und also fand unser Herrgott es auch für gut, mir für alle geistigen und literarischen Sünden Amnestie zu ertheilen, und mich statt der „Todesstrafe" zu noch einigen Jahren „Gassenlaufen" durch die Herbstjahre meines Lebens zu begnadigen. Der liebe Himmel hat mir also in seiner unerforschlichen Weisheit eine Leibes-Constitution bewilligt, von welcher ich hier meinen Lesern die wesentlichen Grundzüge mittheile:

1.

Von den Grundrechten.

1. Herr Saphir hat das „Grund-Recht:" zu „hören;" allein er darf blos „hören," nicht „horchen," welches eine Regal ist und nur von gewissen, eigens dafür besoldeten Leuten ausgeübt werden darf.

2. Herr Saphir hat das Recht: „zu „sehen;" allein wenn er Etwas sieht, worüber einem Hören

und Sehen vergehen kann, muß er ein Auge zudrücken.

3. Herr Saphir hat das Grundrecht; zu „riechen,“ wozu ihm eine besondere Cubiknase octroyirt wurde; allein dies Recht, zu riechen, werden weise Gesetze durch Schnupfen und Rheuma schon so in den gehörigen Schranken zu halten wissen, damit er die Nase nicht überall hineinstecke.

4. Herr Saphir hat das Grundrecht: zu „fühlen;“ damit aber von diesem „Fühlen“ kein Mißbrauch gemacht werde, denn die Menschen werden von dem Augenblick an gefährlich, wo „sie sich zu fühlen“ anfangen — werden weise Gesetze dieses „Fühlen“ in jenen Schranken halten, in welchen das „Fühlen“ zum Glücke des Individuums ganz abgehärtet wird.

5. Herr Saphir hat das Recht: zu „schmecken;“ damit er aber keinen Mißbrauch von diesem Rechte mache, daß ihm nur das wahrhaft Gute schmecke, werden weise Gesetze dafür sorgen, ihm auch bei Dingen, die ihm nicht schmecken, zuzurufen: „Guten Appetit!“

2.

Von dem Freßgesetze.

Schon bei der allerersten Constitution, welche Vater Adam bekam, war die allgemeine „Freß-Freiheit“ in dem Paragraphe: „Du sollst essen von allen Bäumen im Garten“ durch ein Refressiv-Gesetz beschränkt: „Nur vom Baume der Erkenntniß

sollst Du nicht essen!" Weil er aber gegen dieses Ausnahmsgesetz gefrevelt, und zwar auf Anreizung seiner democratischen Frau Gemahlin, wurde er sogleich des Edens verwiesen; von daher hat der Mensch auch das Recht der Freizügigkeit ererbt!!

Also Herr Saphir hat volle „Freß-Freiheit," welche die erste Basis aller Freiheit ist; allein um jeden Miß- oder Gebrauch dieser gesegneten „Freß-Freiheit" in jenen Grenzen zu halten, die keine Grenzen haben, wird

„ein refressives Freßgesetz"

Herrn Saphir den rechten Gebrauch seiner „Freßwerkzeuge" und „Freßzeuge" anweisen. Er wird daher in seiner „Freß-Freiheit" auf die strengsten Regeln der unschätzbaren „Homöopathie" angewiesen. Streng untersagt ist ihm, sich oder Andern reinen „Wein" einzuschenken, denn im Weine liegt die Wahrheit, und die Wahrheit ist ein aufregendes Gesöffe, welches der Civilisation des Jahrhunderts nicht angemessen ist.

Auch sonstige geistige Dinge, welche anregen, z. B. Kaffee, weil er den Geist wach erhält, ist strengstens untersagt.

Als „Caution," daß er die „Freß-Freiheit" nicht mißbrauchen wolle, wird ihm auferlegt, zehn seiner schönsten Stock- und Backenzähne zu deponiren.

Für seine bissigen Gelüste ist ihm das Fleisch vom „kleinen Vieh," vom „jungen Geflügel" preisgegeben; aber streng verboten ist ihm das schwere

Fleisch von einem „großen Thier," welches ihm eine bedeutende Indigestion zuziehen könnte.

3.

Von der bewaffneten Macht.

Es wird Herrn Saphir erlaubt, sich mit „Geduld," „Entsagung" und „Verzweiflung" zu waffnen.

Die Waffe der „Satyre," des „Scherzes" und des „Humors" darf er behalten; doch werden weise Gesetze darauf bedacht sein, daß ihm selbst alle Lust zur Handhabung dieser Waffen vergehen soll.

Auch seine beiden Myops-Augen darf Herr Saphir bewaffnen; er darf mit bewaffneten Augen frei auf der Straße gehen, jedoch werden weise Gesetze bestimmen, durch welche Brillen ihm zu sehen erlaubt ist.

Es steht Herrn Saphir frei, so oft er will „in Harnisch zu gerathen;" er kann auch „gepanzerte Sonnette" in's Feld rücken lassen, allein weise Gesetze werden dafür sorgen, daß sie auf den Panzerer selbst zurückprallen werden.

4.

Von dem Glauben.

Herrn Saphir steht frei, zu glauben was er will, sogar an die Preßfreiheit, aber nur in häuslicher Ausübung.

Gewissensfreiheit ist ihm garantirt, d. h. es steht ihm frei, sich aus gar nichts ein Gewissen zu machen!

5.

Von den Finanzen.

Alle Pränumeranten müssen für jedes Jahr vorhinein veranschlagt und auf den Humoristenhaushalt gebracht werden.

Jedes Deficit des „Humoristen" wird stets durch ein zweites gedeckt.

Die Aufnahme von „Humoristen-Anleihen" findet nur in jenem Falle Statt, wenn sich Jemand findet, der diese Anleihe realisirt.

6.

Allgemeine Bestimmungen.

Die Reichsfarbe des „Humoristen" bleibt wie sie war: der „Humorist" wechselt die Farbe nicht, sie bleibt „echt und rosenroth," eben so weit entfernt von dem verdammungswerthen Hochroth der Republik, als von dem Eselsgrau der Ultra-Conservativen.

Der Hauptsitz des „Humoristen" bleibt — so lange es möglich ist — die Stadt Wien, d. h. insoferne der sterbliche, kurzsichtige Mensch jetzt mit Gewißheit sagen kann, wo er morgen oder übermorgen sitzen wird.

Schluß.

Sollte eine „Revision" dieser dem Saphir neu verliehenen „Leibes-Constition" nöthig sein, oder Aenderungen, durch welche derselbe in seinen Rechten geschmälert wird, so steht ihm ein suspensives Veto zu.

Der Frühling, auch ein Postillon.

Der Mensch fährt auf der Post durch's Leben, sowohl der, welcher zu Fuß geht, als der, welcher mit Vieren fährt! Wie man sich auf einer Station niederlassen will, kommt gleich der Postillon und bläst und jagt mit uns nach der nächsten Station, wo der Mensch zum letzten Male aus- und einsteigt, aus der Luft in die Erde, und der Lebenswagen in die Remise der Vergänglichkeit geschoben wird.

Aber der Mensch sehnt sich immer nach der Station und nach dem Postillon und gibt gute Trinkgelder, nur damit die Postillone schnell alle Stationen von der Wiege bis zum Sarge durchfliegen!

Der Postillon der Kindheit, der Postillon der Jugend, sie blasen ihre Fanfare, sie schmettern auf ihrem Posthorn, und kaum ist man angelangt, bläst schon der Postillon des reifen, des greisen Alters, bis der letzte Postillon mit der schwarzen Postkutsche kommt und mit dem letzten Blaser — das Licht ausbläst!

Der Frühling ist auch eine Station, der Po-

stillon Lenz bläst, daß es durch Felder und Wälder schallt; da sind wir — auf der süßen, freundlichen, holden Frühlingsstation! Halt, Postillon, halt! Laß uns aussteigen! Laß uns ein wenig anhalten! Nichts da! Schon sattelt der Postillon Sommer seinen Brandfuchs! O halt! Nur einen Trunk milde Luft! Nur einen Schluck Himmelsbläue! Nur einen Bissen warmen Sonnenstrahl!

Aber geschwind! Nur geschwind! So schnell wie auf einer Mittagsstation auf der Eisenbahn, das Essen kaum mit den Lippen berührt!

Trara! Station Frühling!

Frühling, was bist du? Ich bin die Poesie! Poesie, was bist du? Ich bin die Freude! Freude, was bist du? Ich bin die Jugend! Jugend, was bist du? Ich bin die Liebe! Aber Liebe, was bist du? Ich bin der Frühling, ich bin die Poesie, ich bin die Freude, ich bin die Jugend! Ohne mich lacht dir der Frühling nicht, ohne mich singt dir die Dichtkunst nicht, ohne mich blüht dir die Freude nicht, ohne mich grünt dir die Jugend nicht!

Was ist der Frühling dem, der nicht liebt? Eine kalte Herberge, ein grünangestrichenes Stück Zeit, eine Taschenspieler-Vase, die zur bestimmten Minute Blumen wachsen läßt!

Was ist dem, der nicht liebt, Poesie? Eine Harfenistin, die ihre eingelernten Weisen absingt, eine eingeleierte Drossel, eine Spieluhr!

Was ist dem, der nicht liebt, die Freude? Ein Schmetterling, dem die Flügel ausgerissen sind; eine Blume, im Treibhaus gezogen; für das Herz ein Wort mit fremden Lettern!

Und was ist dem, der nicht liebt, die Jugend? Ein für die Seligkeit belegter Platz, auf dem der Gast nie erscheint; eine Anweisung zum Glück, die vom Herzen nicht ausbezahlt wird; eine verschlossene Blume, in welcher eine schöne Prinzessin gefangen sitzt und zu deren Erlösung uns das Zauberwort fehlt!

Frühling! O Postillon, halt! Die Liebe ist da zu Hause! Laß sie da weilen! Der Frühling ist ja nur eine Paraphrase, eine Umschreibung der Liebe in Blumenworten, in Blüthensätzen, in Blätterzeilen!

Im Anfange der Welt war kein Frühling und kein Sommer und kein Winter; die Blumen waren nicht in farbige Kleider, die Blüthen waren nicht in Hermelin gehüllt, die Rose war nicht in Purpur getaucht, das Vergißmeinnicht war nicht vom Himmelblau übergossen; die Bewohner des Waldes, die Vögel, waren stumm, nicht die Lerche stieg schmetternd zum Himmel und nicht Philomele sang aus ihrem dunklen Laubdach ihr Sanctus der Liebe, nicht das Echo tönte vom Felsen zurück, Alles war heiße Goldglut, Sonnenbrand, eintönige Reife an Frucht und an Pflanze. Ein einförmig Grau lag tödtend auf der Oberfläche der Erde, der Bäume, der Pflanzen, der Blumen! Da in diesem einförmigen All' sah das erste Weib

den ersten Mann schlafend im Grase, das Ebenbild des Herrn im Angesichte und die Brust gehoben von dem Vortraum der Liebe, sein Herz ahnte die Nähe der Liebe und pochte laut und hörbar; da wurde das erste Weib überwältigt von einer unnennbaren Empfindung, leise wie ein aufsteigender Nebel zog der erste Liebesgedanke in ihr Herz, eine namenlose Sehnsucht wickelte sich um ihr Empfinden, sie fühlte ihr Herz klopfen und wußte nicht woher und warum und wieso? Sie fühlte ihr Auge sich netzen, und sie wußte nicht woher und warum und wieso? Sie fühlte ihr Selbst zu dem zweiten Sieselbst hingezogen, und sie wußte nicht woher und warum und wieso? Und sie beugte, überwältigt von Sehnsucht und süßer Bitterniß, sich nieder, seufzte und lispelte die noch unverstandenen Worte: „Ich liebe!“ Und als dieses Wort gesprochen war, ging die erste Offenbarung der Liebe durch die Schöpfung hin, die Blumen der Felder und die befiederten Bewohner des Waldes schaarten sich um diese Offenbarung, und als das erste Weib das Wort „Liebe“ sprach und lieblich heilig erröthend dastand, und aus ihren blauen Augen die erste Thräne auf die Mutter Erde fiel, da nahmen sich die Rosen den Widerschein ihrer Wangen, Lilien und Blätter theilten sich in die Blüthe ihrer Stirne, Veilchen und Vergißmeinnicht tauchten ihre Blättchen in den Abglanz ihres blauen Auges, die Lerche trug das Triumphlied: „Ich liebe dich!“ zum Himmel empor,

die Nachtigall flog mit dem Seufzer der Liebe zurück in ihr grünes Gemach und setzte ihn in Musik, in Sehnsuchtsklagen, in Klagen und Lieder ohne Worte, und das stumme Echo sprach zum ersten Male den Wiederhall: Liebe! Und aus der ersten Thräne der Liebe, die zur Erde fiel, schoß die Trauerweide in die Luft, die, stets nach Thränen dürstend, die Zweige niedersenkt. So wurde der Frühling! Ein Geschöpf der Liebe!

Arme Herzen, die ihr nicht liebt, was ist euch der Frühling? Eine Spielmarke! Ein farbiges Band im Knopfloch der Jahreszeiten! Eine gemalte Coulisse in das Spectakelstück: „Leben" geschoben!

Arme Menschen, die ihr nicht liebt, nicht die Menschheit und nicht die Menschen, nicht alle und auch nicht eine; arme Menschen, deren Herz nicht vom Gase der Blume übergeht, deren Herz nicht liebt: was ist euch der Frühling? Eine italienische Oper! Ihr geht in den Frühling hinein, ihr fahrt in ihn hinein, ihr reitet in ihn hinein, ihr überlauft ihn, ihr kehrt in den Frühling ein, aber der Frühling kehrt nicht in euch ein!

O, ihr Menschen, die ihr lieblos geht durch die Welt, die ihr die Menschen nicht liebt in der Menschheit, und die Menschheit nicht liebt in jedem Menschen, die ihr auch nicht eine einzige Geliebte im Herzen tragt, verhüllt euer Antlitz vor dem Anblicke des Frühlings, denn er ist ein Vorwurf für euch!

Die Blumen, die Bäume, die Blüthen, die Sänger des Waldes sind Prediger der Liebe in der großen Kirche der Schöpfung! Die Blume predigt Liebe, denn wenn der Sturm sie gebeugt hat und sie nach dem Sturme ihr Haupt wieder erhebt, sie duftet doch wieder milde und sendet ihren Wohlrauch in dieselbe Luft. Und die Bäume predigen Liebe, sie fragen den sonnverbrannten Wanderer nicht; „Hast du die Gabe meines Schatten verdient?" sondern sie sagen: „Kommt alle, die ihr matt und müde seid, in meinen Schatten, ich bin hoch; aber ob ihr den Schatten verdient oder nicht, das muß doch erst ein Höherer dort oben richten!" Und die Blüthen predigen Liebe, sie opfern sich selbst gerne, sie geben ihr Dasein hin, um der späteren Frucht Platz zu machen! Und die Sänger des Waldes predigen Liebe, ihr Gesang, ihre Lieder sind die Ursache, daß die Menschen sie verfolgen und einfangen, und doch singen sie aus voller Kehle und blutendem Herzen, um das Ohr der Menschen zu beglücken!

Arme Menschen, die ihr ohne Liebe, ohne Frauenliebe, ohne Menschenliebe durch die Welt geht, geht von dannen, wenn der Frühling offene Tafel gibt und einladet alle edlen Gefühle und alle schönen Regungen, und von dem Obermundschenk Sonnenstrahl vollgießen läßt alle Blumenbecher mit Duft und Würze und Herzinnigkeit, und von der Hofcapelle des grünen Cabinets anstimmen läßt die Völkerhymne der Liebe!

Nur wer liebt, darf den Frühling umarmen wie einen Freund, wie einen Arzt, wie einen Traumdeuter, wie einen Wahrsager, wie einen Propheten! Nur dem, der liebt, ist der Frühling ein Buch, in welchem jede Blume ein Wort, ein Bild, ein Gefühl, eine Erinnerung, eine Mahnung, eine Verheißung ist!

Nur für den, der liebt, hat die Blumenschrift lauter große Anfangsbuchstaben! Die Rose spricht vom Glück der Liebe, die Lilie weckt die Sehnsucht, das Veilchen erzählt von ihrer Schüchternheit, das Vergißmeinnicht von der Erinnerung, die Mimose von ihrer Verehrung, und — die wilde Rose? Was sprichst du, du mein Frühling im Frühling, du mein Frühling im Herbst?! Was sprichst du, wilde Rose, wenn der Reiz des Tages dich in den Tempel des Frühlings lockt; was sprichst du, wilde Rose, wenn die Lotosblume der Nacht dich einhüllt wie die Nacht die Blume, wie die Blume die Dolde?!

Du sprichst gar nicht, du lächelst nur,
So lächelt durch die stille Nacht
Der klare Mond mit seinem Licht
Der Blume zu, die nächtlich wacht.

Du sprichst gar nicht, du siehst nur her,
So blicket aus dem klaren See
Die Wasserrose lieblich still,
Mit ihrem Antlitz weiß wie Schnee.

Du sprichst gar nicht, du neigst den Kopf,
So neigt die Rose zart das Haupt,

Wenn sie dem Liebefreier West
Verschämt den ersten Kuß erlaubt.

Du sprichst gar nicht, du blühest blos,
So blüht der Frühling, blühet stumm,
Doch Sang und Klang und Liederspiel
Ertönt in seinem Heiligthum.

So singt mein Herz, so singt mein Mund
Und Lieder kommen, Lieder geh'n,
Der Frühlng und die wilde Rose,
Sie werden beide mich verstehn'n!

Der Morgen im Berliner Thiergarten.

Sei mir gegrüßt, o Natur! in deiner Morgenschöne, in deinem freundlichen, lächelnden Erwachen aus dem dunkelbehangenen Schlafgemache der Nacht! Siehe wie das Licht dich allmählig wach küßt aus dem reizenden Schlummer! Wie der erste Morgenstrahl dir in die off'ne Brust fällt, und der frischkühlende Athem der neugewürzten Luft dich, wiedergeboren aus dem Schooße der Nacht, sanft und milde umwehet! Sei mir gegrüßt, du Garten Gottes, Idylle der Schöpfung, Sorgenfrei des Daseins! Ich habe mich losgerungen aus den verstrickenden Netzen des letzten Morgentraumes und athme dir, unendliche Freie! sehnend entgegen. O, die Nacht, dies Ruhebett aller Tagessorgen, und der Friedensfürst Schlaf, dieser kurze Polstersitz von der langen Bank des Todes, nehmen alle Menschen versöhnend auf und bei jeder Morgenauferstehung liegt das vergangene Leben hinter uns, und zwischen uns die Nacht, das leere Grab, aus dem wir eben entkörpert und reineres Dasein athmend, gestiegen sind; nur die Träume schweben

noch, unkenntlich wie die Geister, um die Ruhestätte des Begrabenen, aus dem schweigenden Kirchhof der Nacht zu uns herüber. Der Mensch als Morgenblatt ist rein poetisch und nur die folgenden Kunst- und Literaturblätter der kritischen Tagessorgen und Mühen verwandeln ihn erst in tiefsinnigen Ernst! Jeder Schlaf ist eine große Cur und jeder Morgen ein Genesungsfest! So eile ich denn auch heute, wenn Aurora ihre Purpurlippe an das Blau des Himmels legt, heiter und neugeboren heraus in deine Frische, kräftiger Naturtempel, herrlicher, lebensmarkiger Garten! Schon von ferne strecken sich mir deine üppigen Alleearme entgegen, mich einladend zur stählenden, köstlichen Umarmung in dem Luftbade des Morgenhauches! Wie entzückend ist hier die Natur in ihrem Morgennegligé! Jede Schönheit wahr und jeder Reiz eigenthümlich! Die Morgenrosen-Gardinen hangen wie Guirlanden um das hohe Himmelsbett; die hohen Bäume geben ihre aufgelösten grünen Locken hin dem Fingerspiel geschäftiger Weste. Die Honigsammlerin steigt aus dem Blumensarg und hebt sich aus Blüthendünen, ihr Morgenlied summend, empor. Blüthen, Reis und Zweige schlagen die Augen auf und blicken freundlich hinauf in das goldene Licht. Die Knospe und der Blumenkelch öffnen die verschämten Lippen, aus denen das Geständniß ihrer Blätterfülle zögernd bricht. Das Thau-Golkonda des grünen Teppichs blitzt und funkelt mit seinem Perlen- und Juwelen-

wasser durch Licht und Schatten hin, und die heiligen Sänger des klargewölbten Doms, die befiederten Luftbewohner, läuten und rufen aus tausend Kehlen zur anbetenden Hora! O kommt mit mir heraus Alle, die ihr kranken Herzens seid, kommt mit mir heraus an einem heitern Morgen in das Erfrischungs-Comptoir des reichen, blühenden und riesigen Gartens! Reißt herab von euch die Zugpflaster des Schmerzes und legt die brennende Schmerzstelle an den kühlenden Athem dieser üppigen Vegetation! O ihr engbrüstigen Kranken, die ihr kaum mehr athmen könnt in der Stick- und Kellerluft der großen Welt, kommt mit mir heraus und trinkt mit langen, tiefen Zügen in euch hinein den Brusttrank dieser Lüfte, den Aethertropfen des heilthauenden Himmels! O ihr Schaalthiere und Mollusken, eingeschachtet in den Museen und Kunstsälen eurer Zirkel und Gesellschaften, kommt mit mir hinaus in die Menschen-Gleiche: Natur! Oeffnet euere Schaale und nehmet auf den Tropfen der Natürlichkeit, daß er zur Perle des reinen Lebens werde in eurem steinernen Busen! O ihr Verrenkten und Verwachsenen, die ihr in den Spannriemen der Conversation und in den Quetschformen des großen Tons verknöchert, kommt mit mir heraus in das große Barmherzigenhaus des gütigen Schöpfers, dehnt euch aus auf dem Streckteppich des sammetenen Rasens, rankt euch hinauf an den kräftigen Stamm der strotzenden, himmelaneilenden Bäume!

Und ihr, ihr Unglücklichen alle, die ihr keinen anderen Vater als den Kummer, keine andere Mutter als die Noth habt, keine andere Freundin kennt als die Thräne und keinen andern Tröster als den Tod, kommt mit mir heraus in das allgemeine Waisenhaus des ewigen Vaters, in die Natur Gottes, seht, von dem Grashalm bis zum Eichenwipfel, von dem Lichtstäubchen, das im kleinsten Thautropfen einen Ocean findet, bis zum großen Sonnenlicht, das, ein kleiner Punkt, am unendlichen Dome hängt, ist alles, alles eines Vaters Werk, und der ist euer Vater! und kein Grashalm biegt sich krumm, und kein Thautropfe versiegt, und keine Thräne fließt in dunkler Nacht über eure Wange, ohne daß er es wisse; und es kommt wieder ein Morgen, da weht der barmherzige Vater einen Kuß hin durch die neubelebte Schöpfung und der hingesunkene Grashalm richtet sich wieder freudig auf, und ein frischer Thautropfe spiegelt sich herrlich im Grase, und die Nachtthräne des Kummers glänzt als Morgenjuwel der Freude auf der Wange des Erwachten! Empfange mich also, heiterer Morgen, du lachender Jüngling mit der laubbekränzten Stirn und mit dem blumengestickten Gewande, nur an deinem Busen lege ich das Gebet der Andacht, das Wort der Muse und das Geständniß der Liebe nieder!

Monolog eines I-Tüpfelchens.

Ich bin doch ein großer Mann, ich kleines Tüpfelchen ich! Ohne mich gäb' es kein Mein und kein Dein! Ich bin nur ein kleines Pünktchen, aber ich dränge mich überall ein und auf. Ich setze mich Dir auf die Stirne, dem Kaiser auf die Nase und der Kaiserin auf den Fuß! Jedes Ding wird nur durch mich, Du kannst nicht Drei zählen ohne meine Hilfe, und wohin Du gehest, ich begleite Dich. Kein Mädchen wird ein Weib, ohne daß ich dabei bin. Kein Jude wird ein Christ, wenn ich fehle; zu Krieg und Frieden braucht man mich, und beim jüngsten Gericht bin ich keiner der Letzten. Es gäbe keinen Wein, wenn ich nicht wäre. Die Philosophie verlöre Kopf und Fuß an mir. Der Himmel finge sich ohne mich nicht an, und das Paradies käme ohne mich nicht zu Ende. Die Juden nehmen ohne mein Hinzuthun keinen Rabbi, und die Christen hören keine Predigt, wenn ich nicht dabei bin. Der Haß kann mich entbehren, aber die Liebe nicht; ich fädle jede Intrigue ein, bewirke Brief und Ring, bin Zeuge der Hochzeit und Gevatter beim Kinde.

So ein kleines Tüpfelchen ich auch bin, springe ich doch dreimal in die Höhe, wo dirigirt wird, und habe bei der Regie das letzte Wort. Jede Skribelei beginne und ende ich. Geklatscht wird ohne mich, doch gepfiffen und gezischt wird nur, wenn ich dabei bin! Das Parquet, das Parterre und die Logen können mich leicht entbehren, nur bei der Gallerie komme ich zuletzt noch zurecht. Beim Applaudiren verliere ich mich unter der Menge, und beim Singen und Spielen ist es derselbe Punkt. Der Kritik bin ich doppelt aufsässig, und dennoch ist mein Ruhm so weit verbreitet, daß kein Courier abgeht, ohne etwas von mir abzunehmen. Ja, ich kleines Tüpfelchen bin ein großer Mann! Meine Firma kennt man in Stettin und Berlin, und meine Werke werden dauern, so lange eine Milbe existirt, und so lange Gewürzkrämer Papier suchen. Darum zieht den Hut ab, denn ich bin ein großer Mann, ich ein kleines Tüpfelchen ich!

Betrachtungen

über den Ueberfluß an Mangel weiblicher Schamhaftigkeit bei der Zunahme der Abnahme der Aermel- und Schulterbekleidungen.*)

Unsere deutschen Frauen waren einmal so abgeschmackt, schamhaft zu sein, und so albern, zu wähnen, daß Schulter, Hals und nächste Umgebung nicht auf den Präsentirteller ausgelegt werden müssen. Gottlob, der Geist der Zeit, die Naturphilosophie, der französische „Liberalismus" hat auch hier gesiegt, unsere Frauen fangen schon wieder nach und nach an, aus den Kleidern herauszuwachsen. In dem contrat social steht nichts davon, daß man Busen und Nacken züchtiglich verhülle, und daß die verhüllte Schönheit die reizendste, göttlichste ist. Die Philosophie, die neueste Naturphilosophie, lehrt: je weniger der Mensch braucht, desto mehr nähert er

*) Vorstehender Artikel, im Münchener „Bazar" 1833 erschienen und hier im Auszuge aufgenommen, paßt — leider — heut zu Tage so gut, als ob er eben geschrieben wäre.

sich der Gottheit. Unsere Damen werden nun bald ganz Gott sein, denn sie brauchen jetzt schon um zwei Ellen weniger zu einem Kleide als in vorigen Jahr, und wenn sie einmal gar nichts mehr brauchen, dann ist die Göttlichkeit fertig. . . . Eva war eine rechte Landpomeranze, denn als Gott sie suchte, versteckte sie sich, weil sie nackt war. Wozu verstecken? warum ist sie nicht auf den Ball, in's Theater oder in's Concert gegangen?

Man darf unseren Frauen wenigstens jetzt keinen Vorwurf machen, daß sie ihren Nächsten, den Armen, nicht bekleiden, denn die Nächstenliebe fängt bei sich selber an, da sie sich aber selbst nicht kleiden, so hört es bei dem Nächsten eo ipso auf.

Der Zuschnitt des Ausschnittes ist jetzt so beschaffen, daß die Frau selbst nur ein Ausschnitt genannt werden kann. Wenn man den zweideutigen Charakter eines Mannes dadurch ausdrückt, daß man sagt „er trägt auf beiden Schultern," so sind die Frauen jetzt vom herrlichsten Charakter, denn sie tragen gar nichts auf beiden Schultern!

Welchen Einfluß aber diese Mode auf die Witterung hat, ist unbeschreiblich! Erstens verbirgt sich die Sonne aus Scham; zweitens entstehen durch die ungehemmte Transpiration dieser Schultern und Nacken Dünste und Nebel in der Atmosphäre, aus ihnen wird Regen und Schnee und die Windbeutel bekommen freien Spielraum!

Auf der andern Seite aber ist die Tracht, welche fast die Hälfte der Person unerschrocken den Forschungen der Kritik aussetzt, ein Gewinn für uns Männer aus vielerlei Gründen; denn wenn einer solchen Dame der Schelm im Nacken säße, so müßten wir ihn gleich sehen, und wenn der Schelm auch noch so tief säße! Die Frauenzimmer werden uns nicht mehr so gefährlich sein, denn der Feind verliert an Furchtbarkeit, wenn man alle seine Waffen kennt und seinen ganzen Operationsplan vor Augen hat. Ferner da die Neugierde Gelegenheitmacherin des Lasters ist, so hört das Laster auf, wo die Neugierde im Voraus getödtet wird. Nur das unenträthselte Räthsel hat Reiz, jenes, wo die Auflösung dabei steht, ist uns gleichgiltig.

Somit wäre diese Mode nichts als ein neuer, bequemer Weg zur Tugend und Sinnenreinheit. Hoffentlich aber wird das schöne Geschlecht in der praktischen Anwendung dieses Moralsystems nicht noch weiter gehen, denn auch die Moral hat ihre Schranken und gar zu tugendhaft und stoisch müssen sie uns arme Männer doch nicht machen wollen. Ein bischen sündhaft wollen wir schon bleiben, blos um dem Neid einigen Abbruch zu thun.

Mehr aber als das steht zu befürchten, daß unsere bürgerlichen Schönen unempfindlich für diese neue Moral-Lehre sein könnten.

Der altkattunene Sinn der Bescheidenheit und

die bürgerliche hausgebackene Züchtigkeit könnte den Gedanken fassen, die Schamhaftigkeit sei das herrlichste Kleinod des schönen Geschlechtes; sie könnten so abgeschmackt sein, zu wähnen, ein züchtig verhüllter Busen, ein sittsam verschleierter Nacken erhöhe die wahren Reize der Wirklichkeit; sie könnten in ihrer eingepferchten Solidität denken, der Genius der weiblichen Würde entfliehe schamhaft vor dem Frauenzimmer, welches in öffentlichen Ausstellungen Gegenden zur Schau trägt, die kaum dem Auge des Ehemannes gelüftet werden; der reine, unentweihte Sinn der bürgerlichen weiblichen Welt könnte sich so blamiren und fürchten, daß die Engel der Unschuld und Sitte, der heiligen Scham, das erzürnte Antlitz von ihnen abwenden, wenn sie Scham und Anstand mit Füßen treten und die wirkliche Züchtigkeit zur Herzensthür hinauswerfen. O, das wäre schrecklich! Nein, o nein, ihr müßt die schöne Mode auch mitmachen und in Gesellschaften euch so produziren, als wären wir Männer nichts als polizeiliche Weiberfleisch-Beschauer, als kauften wir euch nach Gewicht und Pfund, als wäre aller Sinn für die wahre Würde des Weibes, für den discreten Anblick bescheidener verhüllter Schönheit und für der allein seligmachenden Eindruck des ehrbaren Frauenthums plötzlich in uns gestorben!

Das Lied von dem Theater.

Nach der Schiller'schen Glocke.

Fest gemauert in der Erde,
Steht das Haus, der Kunst geweiht,
Daß ein Stück noch heute werde,
Frisch, ihr Dichter, seid bereit!
Von Geschick und Fluch
Strotzen muß das Buch,
Soll das Volk den Dichter loben.
Doch der Beifall kommt von Oben!

Zu Stücken, die man jetzt soll geben,
Geziemt sich wohl ein Brudermord,
Wenn jeden Act beschließt ein Leben.
Dann fließt das Schauspiel munter fort.
So lasset jetzt mit Fleiß uns zählen,
Wieviel ein Cassa-Stück wohl bringt;
Den schlechten Dichter muß man schmälen,
In dessen Werk kein Teufel hinkt,
Das ist's ja, was ihn engagiret,
Und dazu ward im Holz und Licht,
Daß er in seinem Geiste spüret
Wenn doch der letzte Stock sich bricht.

Nehmet Reime à la Hiller,
Doch Trochäen müssen's sein,

Daß es wie gepreßte Triller
Schlage in's Parquet herein.
Sorget für Geschrei
Schnell den Dolch herbei,
Daß die flüß'ge Schicksalspeise
Fließe nach der rechten Weise.

Was in des Daches höchster Stube,
Mit starrer Hand der Dichter baut,
Tief in des Souffleures Glockenstube
Wird es noch geschrieen laut.
Hin zu den Logen wird es ziehen,
Und rühren vieler Menschen Ohr!
Wird auch noch zu den Gallerien
Vernehmlich schallen hoch empor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das Manuscriptum deutlich sagt:
Das schlägt an des Komödianten Krone
Der es erbaulich weiter klagt.

Ha! ich sehe Melodramen,
Wohl! die Cassa bleibt nicht leer.
Das ist etwas für die Damen,
Das befördert den Fureur!
Kauft ein Dichterlein,
Sei es noch so klein;
Daß es verseh' die fremden Brühen
Mit neuen deutschen Melodieen!

Denn mit des Hungers Schnabelwetzung
Begrüßt er das geliebte Stück
Das zu so schlechter Uebersetzung,
Verdammt ein jämmerlich Geschick.

Da rugen noch in stillen Wogen,
Die schwarzen und die weißen Bogen!
Des guten Scribe zarte Wendung,
Erwartet seine Deutschvollendung. —
Die Thaler fließen unverdient!
Vom Originale reißt sich stolz 's Poetlein;
Er ziert's mit Eignem keck und frisch,
Begabt es sinnig noch mit Zötlein,
Stumm geht er nun vom Schreibetisch!
Und herrlich, in der Jugend Prangen
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, verschämten Wangen,
Sieht den Dictionnair er vor sich steh'n!
Da faßt ein namenloses Sehnen
Das Dichterlen, es irrt allein;
Aus seinen Aeuglein brechen Thränen,
Es flieht der Komödianten Reih'n!
Erröthend sucht es die Belehrung,
Und ist, wenn es sie fand, beglückt!
Das Schönste stiehlt es der Erklärung,
Womit es seine Stücke schmückt.
O! zartes Wortbuch! süßes Hoffen!
O kleiner Dichter großes Buch!
Der Dichter hält die Taschen offen,
Es schwelgt sein Leib in feinem Tuch!
O! daß es ewig grün doch bliebe,
Das grüne Stück des Monsieur Scribe!

Wie sie schon da draußen toben,
Durch den Vorhang schau ich 'naus,
Ist es schon gefüllet oben
Tritt nun der Acteur heraus.
Jetzt, Comparsen, schnell!
Prüft mir das Castell:

Ob die Zinnen und die Pforten,
Stehen auch an rechten Orten.

Denn wo Comparsen und Decorationen,
Wo Soffiten noch im ganzen Himmeln thronen,
Da geht es einen guten Gang!
D'rum prüfe wen's Theater bindet,
Ob sich ein Stück zum Stücke findet!
Der Held ist kurz, das Kleid ist lang.

Lieblich, auf gemalten Schlampen,
Dünket euch der Wälder Kranz,
Wenn die hellen Seitenlampen
Scheinen d'rauf mit ihrem Glanz.
Ach! der Lampen letzter Schimmer
Endigt auch den frischen Mai:
Mit dem Vorhang fällts in Trümmer.
Und kein Fetzen ist d'ran neu.
Das Publikum flieht!
Director muß bleiben.
Die Actrice glüht,
Der Held will bleiben.
Nun muß die Regie
Den Zettel noch schreiben,
Muß stoßen und treiben,
Muß fluchen und loben,
Und flehen und toben,
Muß hacken und brocken
Die Leute zu locken.
Da strömen herbei die weiblichen Blüthen,
Es schmückt sich's Parquet mit riesigen Hüten,
Die Glocken läuten, es klappert der Sitz
Und drinnen dreht sich
Das schmächtige Weibchen,

Die Kritik der Musen,
Und zischelt leise
Im weiblichen Kreise,
Und nimmt die Lorgnette
Von gold'ner Kette,
Und nimmt aus dem Fächer
Den fleißigen Stecher,
Und mustert ganz keck
Den kreisenden Geck!
Und leget das Näschen an duftende Büchschen,
Und dreht sich im Kreise mit artigen Knixchen
Und ruft, als wär' sie die mächtigste Fee,
Der harrenden Nummer: Glace au Cafée,
Und blicket herauf und herum und hernieder,
Und plaudert wieder.

Und die Männer mit frohem Blick,
Von des Hauses ablaufender Fläche,
Ueberzählen wohl ein jedes Stück,
Sehen der Hüte ragende Bäume,
Und der Bänke gefüllte Räume,
Und die Logen, wo mit dem Rücken
Damen nach der Bühne blicken,
Drehen sich um und um,
Und urtheilen: das ist dumm!
Doch mit diesen Klapperblechen
Ist kein leises Wort zu sprechen,
Und ihr Zünglein reitet scharf.

Wohl! nun kann die Prob' beginnen,
Die Actricen sind schon hier.
Doch welch' ein Lärmen ist darinnen?
Ist das edle Kunstmanier?
Donner und Malheur!
Ruft den Regisseur.

Glühend in den seid'nen Haaren,
Liegen sich die Künstlerschaaren.

Wohlthätig ist ein Regisseur,
Wenn er die Kunst nur hält in Ehr',
Denn was man siehet, was man hört,
Das wird uns nur von ihm bescheert.
Doch furchtbar wird der Regisseur,
Wenn er in dem Gehirne leer,
Behandelt wie das liebe Vieh,
Die freien Kinder der Regie.
Wehe, wenn er losgelassen,
Lesend, ohne Widerstand,
Durch die schönsten Zeilengassen
Streicht mit der verweg'nen Hand!
Denn die Regisseure hassen
Was der Dichter wohl erfand.
Auf dem Zettel
Klein geschrieben
Steh'n die Lieben,
Auf dem Zettel, groß beehrt,
Prangt das Pferd!
Seht ihr strömen dort den Troß?
Das macht's Roß!
Vollgedrängt,
Ist die Halle,
Das ist nicht des Dichters Werk!
Welch' Getümmel
Stiegen auf!
Dumpf wallt auf!
Harrend mit gespannter Miene,
Glotzen sie nach leerer Bühne,
Auf rauscht plötzlich die Courtine,

Hoch gezäumt den Künstlerrachen,
Kommen Pferde, Bretter krachen,
Schweife wedeln, Füße scharren,
Nasen nüstern, Sättel knarren,
Dielen zittern
Unter Rittern.
Alles baumelt, zittert, zappelt,
Stallgleich wird herumgetrappelt,
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette,
Läuft ein Klatschen hoch am Bogen,
Und ein Bravo! kommt gezogen,
Und ein Fuora! kommt geflogen,
Der das Künstlerroß begehrt.
Und als wär' es ihm bescheert
Hallt das Fuora unverloren,
In des Menschen off'ne Ohren.
Und als wollte sein Gewissen
Nicht verhehlen, was das stumme Thier
Sich denkt, kommt er herfür,
Aus den schwankenden Coulissen,
Dankesvoll!
Völlig toll
Weicht der Kunstfreund aus den Logen,
Stürmisch sieht er die Elogen
An die Thierwelt ausgetheilt.

Leer gemacht
Ist die Stätte,
Wilder Rosse rauhes Bette.
In den öden Künstlersälen
Wohnt das Grauen,
Und die Directoren zählen
Nun ihr Geld.

Einen Blick
Nach dem Glücke
Dieser Stücke
Schickt Verfasser noch zurück —
Greift fröhlich dann zum Gänsekiele,
Erbost sich auch die Kritik darob,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben,
Er füllt die Taschen dieser Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein wohlfeil' Lob!

Im Repertoir ist's eingeschaltet,
Glücklich ist das Stück vertheilt,
Wird's auch Abends so entfaltet,
Daß der Held nicht stockt, nicht eilt!
Wenn er nicht studiert
Und schlecht memorirt?
Ach! vielleicht beim Wein gesessen,
Hat die Rolle er vergessen!

Dem dunklen Schooß der heil'gen Erde,
Vertrauen den Souffleur wir dort,
Vertraut der Künstler jedes Wort,
Und hofft, daß er's im blasen werde
Hinauf ganz laut an Stell' und Ort!
Noch köstlicheren Samen bergen
Die Dichter in des Helden Roll',
Und hoffen, daß sie nicht wie Schergen
Es treiben auf den Brettern toll.

Von dem Hauen,
Kreuz und queer,
Seufzt die Bühne
Hohl und schwer.
Einst schon haben zehn Coulissen
Gäste in der Hitz' zerrissen.

Ach! der Carl war es, der Räuber,
Ach! es war der wilde Jar'mir,
Es hat dieser Wunderbare
Ausgerissen sich die Haare
Aus dem vollen Künstlerkopf
Den er stets gefaßt beim Schopf,
Den er mit der eig'nen Hand
Selbst geschleudert an die Wand.
Ach! des Hauses zarte Wände
Sind gestürzet hin und her,
Denn es sägen seine Hände
In die Luft die Kreuz und Quer,
Und wenn er im Tod sich windet,
Strampft er mit den Füßen noch.
An der Todtenstätte findet
Man gewiß im Brett ein Loch!

Bis die Oper wird gegeben,
Muß das Schauspiel zehnmal d'ran,
Wie im Land die Vögel leben,
Lebt sich jetzt der Sängermann,
Wenn's ihn nicht mehr freut,
Eine Heiserkeit,
Und die Oper wird vertaget,
Schauspieler sich immer plaget.

Munter holt die letzten Dreier
Aus tiefer Tasch' ein Dilettant,
Für's Billet zur Operfeier.
Lärmend ziehet hin die Horde,
Und der Juden
Schlankgeschnürte, junge Schaaren
Kommen summend
Nehmen ihre Sitze brummend.

Schwer hinein
Schwankt die Jüdin
Schmuckbeladen
Bunt von Räthen
Schwer in Nöthen
Ist der Platz,
Und das junge Volk der Greise
Streicht die Glatz'!
Log' und Stehplatz werden voller,
In Parquets gesell'ger Mitte
Sammeln sich die Enthusiasten,
Und der Sperrsitz schließt sich knarrend.
Zart entfaltet
Sind die Töne;
Doch in der Brust der Menge waltet
Nicht die Lust
Die die Kunst hier hold gestaltet,
Denn ihr Aug' sucht äuß're Lust.

Heil'ges Mieder! Segensreiche
Schneiderstochter! die in's Gleiche
Ripp' und Kreuz und Lende bindet,
Die der Hüften Bau gegründet,
Die herein von seinen Höhen
Rief des Höckers stolzes Blähen,
Hintrat zu den dicken Frauen,
Sie geschnürt zu dünnen Pfauen;
Und das Herrlichste des Weibes
Macht, die Taille ihres Leibes!

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich im Beifallsbund,
Wie die Herzen sich bewegen
Thut ein süßes Stöhnen kund.

Mäuler regen sich und Hände,
In des Klatschens Harmonie,
Jeder glaubt für seine Spende
Zahle eine Gunst wohl sie.
Klatschen schlägt die Liebesbrücke,
Hände machen Hände wett;
Klatschen die für süße Blicke,
Klatschen wir für's Freibillet!

Holdes Klatschen,
Süßes Bravo,
Weilet, weilet,
Freundlich über diesem Haus!
Möge nie die Nacht erscheinen,
Wo der hellen Pfeifen Töne
Dieses stille Haus durchgellen,
Die Gallerie,
Wo vom Freisitz immer frischer
Beifall schallt,
Von der Pocher, von der Zischer
Wildem Lärmen wiederhallt!

Nun recensirt mir nur den Dichter
Seine Absicht ist erfüllt,
Aergert's euch, ihr Kritiklichter
Daß die Kasse sich gefüllt?
Schwingt die Feder, schwingt!
Eh' die Galle springt,
Wenn sein Fuß soll geh'n in Strümpfen,
Muß der Krit'ker weidlich schimpfen.

Der Kenner kann ein Stück besprechen,
Mit zartem Sinn zur Kunst bestimmt;
Doch wehe! wenn in Tintenbächen
Ein großer Stockfisch schreibend schwimmt.

Blindwüthend mit der Kritik Geißel
Verschrei't er ein verdienstvoll' Werk,
Und mit dem kleinen Zwergenmeißel
Versucht er sich am höchsten Berg.
Wo Journalisten partheiisch walten
Da kann sich Kritik nicht entfalten,
Wo Kritiker Actricen lieben,
Da wird kein wahres Wort geschrieben.
Wehe, wenn in der Brust der Schreiber,
Die Eifersucht ist angehäuft,
Und gröber noch als Maulthiertreiber
Die Rache nun zur Feder greift!
Da senden sie in ihre Zeitung
Correspondenz, daß sie verwundert glotzt,
Daß, einst geweiht zur Lobverbreitung,
Sie nun von Schimpf und Tadel strotzt.
Journal und Zeitung! welche Seiten!
Das kleinste Kindchen greift zum Kiel,
Die Blätter füllen sich, die Zeiten,
Und fad' und schwülstig wird der Styl.
Da drechseln Weiber Logogryphe,
Und reimen zum Entsetzen sie,
Noch ringend mit dem Schulbegriffe
Zerreißen sie die Poesie.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Die Charaden sich vom Sehen blos,
Der gute Reim macht Platz den bösen,
Und jeder Schulbub schreibt d'rauf los.
Langweilig ist's den Spieß zu lesen,
Und Kotzebue ist wahrlich matt;
Doch das Schläfrigste was je gewesen
Das ist ein jetz'ges Zeitungsblatt.
Weh' dem, der an die Redactoren
Das kleinste Wörtchen Wahrheit schickt!

Sie drucken's nicht, es ist verloren,
Und wird in lauter Lug erstickt.

Freude hat mir Gott gegeben!
Seht! wie schmuckes Militär
In den Hosen blank und eben
Drängt sich der Choristinnen Heer.
Von den Schenkeln drall
Scheint's elast'scher Ball,
Auch die Waden und die Hüften
Müssen Ruhm dem Dichter stiften.

Herein! herein!
Statisten alle, schließt den Reih'n!
Daß wir das Stück nun tausend weih'n:
Schülerschwänke soll sein Name sein.
Zu Schwänken füge es im herrlichen Vereine
Das Schülerhafte, das Gemeine!
Und dies sei fortan sein Beruf,
Wozu der Dichter es erschuf!
Treu stets dem niedern Erdenleben,
Soll es im blauen Bühnenzelt,
Das Bild uns des Gemeinen geben,
Und sprechen zu der Hosenwelt;
Soll eine Stimme sein von Oben:
Wer in der ganzen Mädchenschaar,
In engen Hosen, nicht in Roben,
Die allerbest Gewachs'ne war.
Nur schmutzigen und platten Zoten
Sind solche Stücke stets geweiht,
Und auch die Lieder uns geboten
Sind Stimmen nur der Niedrigkeit.
Dem Leyrer gleich ist sein Bemühen;
Selbst kopflos, ohne Schamgefühl,

Begleitet er mit schlechten Melodieen
Das Abends schläfrig schlechtes Spiel.
Und wie das Volk von dannen fliehet,
Wenn sie die Hosen ausgethan,
So auch mit seinen Hös'lein ziehet
Den Lorbeer aus der Dichtermann!

Jetzo nun ihr lieben Leute
Bringt aus dem Drucke mir das Stück,
Daß man's bei der Casse heute
Kriege für'n Zweigroschenstück;
Kaufet, reich und arm!
Stück ist frisch, noch warm;
Schlaflos gings aus meiner Rechten,
Schlaf nun bring' es euren Nächten!

Berliner Thiergarten-Melodien
am 1. Mai.

Die Lerche.

Ich bring' dir, Welt! mein Morgenlied,
Du wunderschöne Frau!
Schlag' auf, o Welt! dein Augenlid,
Daß dir der Morgen hocherglüh't,
In's off'ne Auge schau'!

Empfang' ihn freundlich deinerseits,
Du wunderschönes Weib!
Hat er denn nicht auch allbereits
Mit Blumenduft und Farbenreiz
Gegürtet deinen Leib!

Steh' auf, o Welt! zum Frühgebet,
Du Gottanbeterin!
Wie alles ringsum aufersteht!
Im Meßgewand die Lilie fleht,
Der Blumen Priesterin!

Horch' auf o Welt! die Lerche tönt
Den Allerseelenchor:
Ein ew'ger Morgen, lichtgekrönt,
Trägt alle Wesen einst versöhnt
Aus Nacht zum Tag empor!

Der Leiermann.

Wie kurrig, wie schnurrig geht's zu in der Welt!
Der leiert für Ehre, der leiert für Geld,
Am Ende der Leier sind beide geprellt!
Die ewige Leier im Mai ist entzückt,
Vergißmeinnicht, Liebmaaß, die werden gepflückt,
Doch hat man der Schönen in's Herze geblickt,
So wird man vom Mai in April noch geschickt!
Wie kurrig, wie schnurrig geht's zu in der Welt,
Wer leiert für Liebe, ist wacker geprellt!

Wie kurrig, wie schnurrig geht's zu in der Welt,
Daß man für was Neues das Alte noch hält,
Hält Rosen der Wangen für frisch und für neu,
Die alt schon gemalt den December für Mai.
Hält neu ein Gesicht, ein Gedicht, ein Gewand,
Das man doch als alt schon vor Jahren gekannt.
Wie schnurrig, wie kurrig geht's zu in der Welt,
Am Ende hat jeder sich selber geprellt.

Das Blumenmädchen.

Eine Waise bin ich und verlassen,
Einsam steh' ich in der Welt,
Keine Hand kann ich in Liebe fassen,
Gar nichts hab' ich als ein Blumenfeld.
Blumen neigen als Geschwister
Mir das mitleidsvolle Haupt,
Wenn ich wandle, einsam, düster,
Alles Glückes mir beraubt,
Und sie weh'n mich an und nicken:
Kleine Schwester, komm herbei!
Willst du nicht die Schwestern pflücken,
Schwestern steh'n hier frank und frei?

Nicht ein Dörnlein soll sich heben
Dir zu wehren diese Lust.
Trag' uns hin in's bunte Leben,
Leg' uns an der Menschen Brust,
Und wir wollen für dich flehen
Mit der Farben heißer Glut;
Wollen duftig sie umwehen,
Daß sie's fasset menschlich gut.
Dienen wollen wir als Boten,
Wollen Brief und Sendung sein,
Was das Herz dem Herz' geboten,
Wir bestellen's zart und fein;
Und so trag' ich die Geschwister
Auf den Händen hier heraus;
Hört ihr leise ihr Geflüster:
„Nehmt, o nehmt uns mit nach Haus!"

Der Spaziergänger.

Geh' weg, du Balg, mit deinem Quark!
Ich will für's Geld was Bessers können,
Zum Teufel aber, das ist stark,
Mein echter Knaster will nicht brennen.
Mich kostet's Pfund zwar drei Dukaten!
Dafür ist's auch ein Götterrauch!
— Dort kommt sie, ohne ihren Gatten;
Jetzt schlag ich hurtig auf den Strauch!

Die Dame in der Kutsche.

Wie er zu Pferde sitzt, der Schmucke!
Er hat schon zweimal hergenickt,
Der Holde, wenn ich mit den Augen zucke,
So ist er himmelhoch entzückt!

Doch Himmel! welch' ein Phäton glänzt dort ferne?
  Ist das Comteß' Dorinte nicht!
Ein neuer Shawl, ein Hut à l'aimée? o ihr Sterne!
  Und ihr verhüllt nicht euer Licht?!
He! Jean! zurück! der Herr Gemahl soll's hören!
  O alle meine Waffen! tretet in's Gewehr!
Mit einem solchen Phäton will zurück ich kehren,
  Mit einem solchen, oder nimmermehr.

Der Miethkutscher.

Die armen Pferde schwitzen!
  Den Equipagen muß ja vorgefahren sein!
Sind Ladendiener, Schneider, die d'rin sitzen,
  Mit denen hat man schon die liebe Pein.
„Dort fahr' hin, wo die weißen Hüte ragen. —
  Zurück jetzt — und jetzt fahr' den Blauen vor —
Geschwind, fahr' langsam bei dem grünen Wagen —
  Kehr' um, du Kerl! dort wo der schwarze Flor." —
So jagen sie uns die Kreuz und die Quer,
  Und dann zu Haus' geben sie vier Groschen her!

Der Verliebte.

Wird sie kommen oder nicht?
  Wer kann mir den Zweifel lösen?
Doch ich thue meine Pflicht,
  Ich bin einmal da gewesen!
Gestern seufzt' ich doch so prächtig,
  Als ich bei der Loge stand,
Wo bedeutend sie, bedächtig
  Spielte mit dem blauen Band.
Heute hat sie's schon vergessen,
  Was sie gestern mir versprach?
Daß wir unter den Cypressen

Träumen wollen heut' am Bach!
Ewig an dem Putztisch säumen
Willst du, meines Lebens Tag!
Nun! so will allein ich träumen
Bis mich weckt dein Fächerschlag!

Der Sänger.

Ich höre Harmonien in mir rauschen,
Im Busen schlägt ein Nachtigallenchor,
Es lockt die eig'ne Brust mich zu belauschen,
Es ziehen weiche Klänge mir in's Ohr,
Doch soll ich dies Gefühl in Worte tauschen,
Zerrinnt's um mich wie leichter Nebelflor;
Ich will des Regenbogens Schimmer fassen
Und greif' gestaltenlose Wolkenmassen!

Natur, so neige meiner stummen Gabe
Dein fried'umflortes, blumenreiches Haupt!
Gesang zieht durch die Welt am Pilgerstabe,
Der Heimat sieht die Dichtkunst sich beraubt;
Der Lenz ist ihre Welt, der Mai ihr Habe,
Nur Blätter sind zum Obdach ihr gelaubt;
Kein Laut kommt freundlich ihr entgegen,
Als der, den ihre Silbersaiten regen.

Dennoch vor allen hast du den erkoren,
Dem du geschenkt des Liedes Zaubermacht!
Mit jedem Tag wird ihm ein Reich geboren
Und eig'ne Sonnen schafft er seiner Nacht;
Er ruft zurück den Reiz entschwund'ner Horen,
Auf daß Vergang'nes weilend bei ihm lacht
Und an des Wortes kettenden Gewalten
Weiß er das Jetzt süßtönend festzuhalten.

Das neue alte „Solo-Lustspiel.“*)

Ich bitte ergebenst, hochverehrte Herr'n und Frauen.
Mich gefälligst für eine Zeitung anzuschauen;
Ich bring' nichts Neues, das Neue ist ganz rar,
Jetzt erscheint nicht einmal mehr ein Tartar!
Mit dem Neuen ist es jetzt sehr übel bestellt:
Die Sachen und die Menschen kommen gleich alt
auf die Welt!
Darum wer jetzt will werden ein gemachter Mann,
Der zieht stets einen neuen Menschen an.
Der neue Mensch aber ist aus schlechtem Zeug ge-
macht,
Er hält nicht lang', er zerreißt schon über Nacht.
Wenn jetzt Jemand in der Welt reüssirt,
Hat er in sich selbst zwanzig neue Menschen ruinirt
Wenn er mit sich fertig ist, zerreißt er die Andern
sehr;
Und von da kommen nun all' die Zerrissenen her.
Nichts Neues unter der Sonne, d'rum wird das
Neue vermißt,
Bis einmal wieder eine Sonnenfinsterniß ist!
Es kömmt ein „neues Trauerspiel," neu, funkel-
nagelneu,
Die Leute weinen, als hätten sie Credit-Actien dabei.

*) Umarbeitung des Verfassers.

„Gottlob! Ein Mal ein vaterländisch Stück, ganz originell!'
Ja, gehorsamer Diener! da kommt ein Professor auf der Stell',
Und beweist, der Römer, der in dem Stücke figurirt,
Der hat schon einst in der Arche Noah declamirt!
Ein „Solo-Lustspiel" schrieb Jemand vor längerer Frist,
Aber wer weiß, ob's nicht im Grund von Herrn Bacherl ist.
Denn was alles jetzt erscheint, und macht Glück auf seiner Bahn,
Alles hat schon früher ein Anderer gethan!
Den schönen Herbst, den die Natur uns jetzt gab,
Den schrieb sie aus einem Manuscript von Bacherl ab;
Das Solo-Spiel, mit dem ich's jetzt hab' approbirt,
Hab'n schon vor mir große Meisterinnen declamirt.
Der Verfasser hat mir's jetzt ein bischen umgestaltet,
Weil manches darin scheint jetzt schon veraltet,
Unter uns, es bleibt beim Alten, es heiß' mir: neu,
Man trägt's jetzt so, man heißt das à la Türkei.
Also ich bitt' um Nachsicht, nicht für den, der schrieb,
Gott bewahr'! ein Bischen mir zu lieb.

Also ich soll ein Lustspiel spielen ganz allein,
Soll Theaterzettel, Personen und Publikum auch sein.
Den Theaterzettel spielen, das ist leicht sich zu erlauben,
Er sagt: „Lustspiel," „Trauerspiel," und die Leute müssen's glauben;
Auch die Personen spielen ist keine große Qual,
Es spielt jetzt Mancher verschiedene Rollen auf ein Mal!
Aber das Publikum vorstellen, das ist schwer;
Souffliren Sie mir ein Bischen, ich bitte sehr.
Es ist schwer das Publikum zu spielen, ganz exact,
Das Publikum ist oft ein anderes in jedem Act.
Am schwierigsten aber darzustellen um und um,
Da ist fürwahr ein „fünfactiges Publikum!"

Im ersten Act ist das Publikum ein Ehemann in den
Flitterwochen,
Er hört noch aufmerksam auf Alles, was in der Comödie
wird gesprochen,
Bis im fünften Act, da wird der Ehemann fertig sein:
Er geht aus, läßt seine Auserwählte allein.
Dieses Solo-Lustspiel hat der Acte nur drei,
Aus purer Großmuth schenkt Ihnen der Verfasser zwei.
Es ist ein Lustspiel in drei Acten und heißt:
„Der Liebe Zucker, der Ehe Sauce und bitterer Pome-
ranzen Geist.“
Im ersten Act geht die Liebe, im zweiten die Ehe aus
dem Haus,
Im dritten Act endlich geht der Geist auch aus.
Also ich bitte ergebenst, die Zeit ist kurz, und sie verrinnt,
Wir wollen sie gleich länger machen: das Stück beginnt.
(Sie klingelt.)

Erster Act

Bedienter kömmt, er fürchtet sich auf der Bühne allein,
D'rum kömmt wie gerufen das Stubenmädchen herein,
Sie erzählt ihm, was das Publikum nicht zu wissen braucht,
Er erzählt ihr auch, was das Publikum nicht zu wissen
braucht.
Dann, nachdem das Publikum das Nöthigste erfuhr,
Gehen sie ab, und es entsteht eine Lücke in der Natur.
Dann kommt „Er!“ Wer? der da sucht die „Sie!“
Dann kommt „Sie!“ Wer? Nun wer andrer als die Sie!
Nachdem der Er und die Sie beisammen sind,
Könnten sie ganz glücklich sein und friedlich gesinnt!
Um eine Tendenz zu legen hinein,
Müssen sie blasirt, vermählt und ehemüde sein!
Im jetzigen Lustspiel wird nur eine Handlung erblickt,
Daß Alle das thun und wollen, was sich für Keinen schickt.

Und weil es im Leben als unschicklich ist bekannt,
Wird's beim Theaterlicht betrachtet ganz interessant,
Die „Dehors“ sind mit den „Dedans“ entzweit,
Der äußere Mensch ist mit dem innern Lump im Streit.
Mit Naturgesetzen und verfehlten Lebenszwecken
Sucht man den Mangel an Moral mit Rauschgold zu
bedecken,
Zwei Futterale wurden fest zusammen gebunden,
Deren Inhalt sich nicht zusammengefunden
Sie schauen sich an, als wollt'n sie sich beglücken,
Und kehren plötzlich sich den Rücken.
Sie tänzeln hin und her ein Stündchen so,
Bald face en face, bald dos en dos,
Der Eine seufzt: „Ach Himmel!“ der Andere seufzt: „Ach
Gott!“
Die Eine seufzt Sopran, die Andere seufzt Fagott!
Es ist zwar alle Augenblicke Zeit sich zu erklären,
Allein da könnte ja das Lustspiel nicht so lange währen,
Doch endlich will der Eine sprechen gar nicht blöde,
Da schließt der Act, der Vorhang fällt ihm in die Rede!

(Zwischenact.)

Jetzt ist der erste Zwischenact. Ich bitt' sich gar nicht zu
geniren,
Sie können auf nun stehen, Sie können discuriren.
Der Eine sagt: „Ich weiß es schon, was jetzund wird
gescheh'n,
Die Eine, so und so, die heirath't den und den!“
Der Andere sagt: „Die Sprache ist nicht schlecht!“
Der Dritte sagt und dünkt sich weise recht:
„Ja ich will Ihnen sagen — man könnte glauben —
allein —
Denn sehen Sie — obschon um wahr zu sein —

Der Stoff — ich meine nur — des Lustspiels - ich —
Die Situation — die Grundidee — nun Sie verstehen mich!"
Und so geht's Witz auf Witz, da klingt das Zeichen in das
Ohr,
Man setzt sich rasch, der Vorhang geht empor.
(Sie klingelt.)

Zweiter Act.

Im zweiten Act kömmt noch dazu ein liebend Paar,
G'rad schon wie's zu Adams Zeiten war.
Die Zeiten ändern sich, die Sachen und das Publikum.
Nur ein Liebespaar bleibt sich ewig gleich und — dumm!
Die Liebe ist ein Glück, der Dumme hat das Glück!
Zur Liebesdummheit braucht man nur ein einziges Stück!
Zu jeder Dummheit ist stark der Mensch allein,
Mit Ausnahm der Ehe, da müssen zwei dazu sein.
Also die zwei Liebenden gehen schweigend nun herum!
Die Lieb' erschöpft sich endlich, und wär sie noch so dumm,
Da endlich da — der Himmel leiht uns seine Hand! —
Da endlich legt in's Mittel sich — die span'sche Wand.
„Wo soll ich mich verbergen?" — „Ach Gott, da hinein!" —
— „Ach Himmel, das ist nicht möglich, nein, nein, nein!" —
— „So rett' ich mich hinüber durch den großen Saal!" —
— „Ach Himmel! nein! von dort kommt mein Gemahl!" —
— „Geliebteste! So will durch's Fenster ich auf die
Steine!" —
— „Geliebtester, da brichst du ja die Beine!" —
— „Wo denn? ach, welche Lage! — ah charmant!
Ich stelle mich hier hinter diese spanische Wand!" —
Nun steckt er da, ihm geht kein Wort verloren,
Denn Jeder weiß: „die Wände haben Ohren!"
So eine spanische Wand ist oft des Dichters Glück,
Denn ohne solche Wand zerfiel das ganze Stück!
Der letzte Act, der würde gar nicht aus,

Man ging noch um zwölfe nicht nach Haus,
Da hört er nun, daß er im Lieben sich geirrt,
Daß er im Lieben grade sich verwirrt,
Daß er in großem Irrthum sich befand,
Dann schlägt er seinen Kopf verzweifelt an die Wand, —
Sie stürzt — ein allgemeiner Schreckensschrei:
„Ha, Treulose!" oder: „So, Madame? ei, ei!"
„Hinweg, du Falsche!" — „So hören Sie mich an!"
„Nein," ruft er und beginnt die Hand zu ballen,
„Mein Herr! Ja, Einer von uns muß fallen!"
Das hört der Vorhang mit, und fällt nun ganz exact,
Beschließt also allein den zweiten Act.

(Zweiter Zwischenact)

In diesem Zwischenact möcht' Mancher schon gern wandern,
Sie möchten ihre Ideen austauschen mit den Andern,
Obschon die Meisten überzeugt im Innern sind,
Daß man bei diesem Tauschgeschäft selten etwas gewinnt,
Sie möchten gerne wandern, sie sind aber im Arrest,
Das Stück nicht, aber der Sperrsitz hält sie fest.
Unsere Sperrsitz' sind alle auf des Dichters Seit',
Wer 'mal drinn sitzt, kann sich nicht mehr rühren vor der Zeit,
Nur die Logenbewohner könnten geh'n und besprechen, ob das Stück was werth,
Aber die haben zum guten Glück — gar nicht zugehört;
Nur im Steh-Parterre herrscht noch die Kritik zur Frist,
Natürlich, die spüren ob das Stück auszustehen ist!
Der Eine sagt: „Das Stück würde nicht anzusehen sein,
Das gute Spiel, das rettet es ganz allein!"
Der Zweite sagt: „Nein," indem er zum Geh'n zu sich knöpft,
„Du lieber Himmel, sie haben sich alle erschöpft!"

Der Dritte sagt: „Die Intrigue und diese Liebe
Sie riechen mir ganz und gar nach Scribe!“
Nur im dritten Stock sagt eine Frau ganz schadenfroh:
„Die Männercharaktere sind wahr, der Meinige ist g'rad so!“
(Sie klingelt.)

Dritter Act.

Und wie das Zeichen zum dritten Male schallt,
Der Vorhang wieder in die Höhe wallt,
Da steh'n die Liebespaar, noch immer ganz nett,
Und tanzen auch noch immer ihre Menuett,
Jedoch sind sie schon etwas müd und matt,
Sie haben das Lieben schon herzlich satt,
Und kämen schon, so wie ich glaube,
Ach, gar zu gerne unter die Haube!
Sie wissen gar nicht, meine verehrtesten Zuschauer,
Wie der Geliebten bei uns das Leben wird sauer.
Wenn sie längst schon Frau könnte sein,
Und wenn der Dichter immer noch sagt: „Nein!
Noch nicht! noch eine Garnverwicklung,
Noch eine Knoten-Zerstücklung!“
Wenn die Geliebte im dritten Act
Vom Dichter noch einmal wird angepackt,
Und wird zurückgeschleudert in den ersten Act.
Und warum? Weil der Onkel aus Amerika
Mit seinem Geld ist immer noch nicht da.
Ich hoff', daß durch die Dampfschiff' und Eisenbahn,
Kommen jetzt die Onkel im ersten Act schon an
Da kommt der Onkel, ein Schiffmann, ein fetter,
Der spricht: „Topp, Mädchen, stürmisches Wetter?
Potz Bomben und Karthaunen! Hast hohe See?
Bramsegel aufgezogen, Fockmast in die Höh'!
Mußt kielholen, leewärts legen!
Mein Schiffszwieback bringt Heiratssegen!“ —

Ja, so ein Schiffsonkel aus Surinam
Zerhaut den Knoten ganz stramm.
Das ist das Ende auch von meinem Stück;
Gesteh'n sie nur, es ist ein wahres Glück,
Der Onkel kam gerade noch zur rechten Zeit,
Der Dichter hatte schon den dritten Act bereit
So ist das Dings bereits zu End',
Die zwei Paare reichen sich die Händ':
„Mein Karl!" „Meine Johanne!"
– „Mein Franz!" „Meine Susanne!"
— „Welch' Wonnegefühl!" – „Welche Seligkeit!"
Dazwischen der Onkel mit Heiterkeit:
„Da, Schiffspatron, gefällt die Takelage?
Geh' er zur See mit seiner Herzensbagage!"
Sie bilden eine Gruppe noch zum Beschluß,
Der Vorhang fällt und vermehrt den Genuß,
Und bleibt Jemand bis zum Ende im Haus,
Ruft er allein uns Alle heraus!

(Nach dem Herausrufen.)

Nun, da ich mit dem Ding kam glücklich an's End',
Erschein' ich Ihnen sogar noch als — Recensent.
Beim jetzigen Recensentenwesen kann's leicht geschehen,
Daß auch schwache Geschlechter unter die Recensenten gehen.
Unter den Frauen gibt's gebor'ne Recensenten mitunter,
Kaum kriegen sie was Neues, so reißen sie's herunter!
Sie gehen von einer Handlung in die andere ein,
Und neuer Stoff muß für jeden Aufzug sein!
Da habe ich denn nun eine Masse von Recensionen,
Die gehen alle auf den Verfasser los mit Kanonen.
Es versteht sich von selbst, daß, wo man viele Kanonen
find't,
Manche davon schon ganz — vernagelt sind.

Der Eine kracht los, und hat gewiß ganz recht:
„Das ist nicht Fleisch, nicht Fisch, nicht Huhn und nicht
Hecht,“
Der Andere steigt knietief hinein in die Aesthetik,
Und sagt: „Aristoteles wäre uns jetzt außerordentlich
nöthig!
Der Begriff von Witz, der liegt im Prinzip des Contrastes,
Des Scheines, des Ernstes, des Zweckes, des Bombastes!
Dieser Witz aber spielt mit den Formen der Normen des
Abnormen,
Im Gegensatze der Reformer des Conformen im Enormen!“
Der Dritte, der weniger gelehrt, aber viel deutlicher ist,
Sagt höflich und kurz: „Der Autor ist ein dummer Mensch,
wie ihr wißt!“
Der Vierte mischt gar einen Chirurgus mit ins Spiel,
Und sagt: „Man säg' ihm ein' Fuß ab, er hat einen zu viel!“
Der Fünfte spricht: „Auch der Spaß muß tragisch erheben,
Wie Vöslauer gezogen von Burgunderreben!“
Ich aber, der Recensent aus dem armen schwachen Geschlecht,
Ich weiß wirklich nicht, hat Keiner oder haben alle Recht?
Was meinen Sie? An Sie, als höchste Instanz, will ich
mich wenden,
Sie haben mein Urtheil ganz allein in den — Händen,
Und Jeder von Ihnen sein Urtheil jetzt sag'
In dem bekannten Spruch:

„Zwei Hände und ein Schlag!“

Lebens- und Todesgefahr.

Gar oft ist die Sprache ein seltsames Ding,
Trotz Regel und Buch nicht ergründet,
So, daß man zuweilen gewiß gar nicht g'ring,
Den passenden Ausdruck gleich findet;
Das kitzelnde Pünktchen ist aber fürwahr:
Wann saget man Lebens- wann Todesgefahr?

D'rum merke, geliebtester Leser! nur dir,
Wie ich es stets pflege zu sagen:
Einst zog der berühmteste Doktor zu mir,
Ich ließ mir's als Nachbar behagen;
Er wohnte bei mir ein gewichtiges Jahr;
Da schwebte ich, merkt's euch! in Todesgefahr.

Ein reicher Herr Onkel, ein Schiffskapitain,
Der hat mich zum Erben erkoren,
In Jahr und in Tagen war das Schiff nicht geseh'n,
Ich gab schon den Onkel verloren;
Nun hieß es auf einmal: es sei gar nicht wahr!
Da schwebte ich, merkt euch's, in Lebensgefahr.

Almander, mein einziger zärtlicher Freund,
Ließ heilig von mir sich geloben,
Daß seiner Gemahlin ich werde vereint,
Wenn früher er wandelt nach oben:
So oft er nun kränklich und unpäßlich war,
Da schwebt ich in peinlichster Todesgefahr.

Der Dichterling Hilderich ruft mich zu sich,
Auf wäss'rigen Wein und Gedichte,
Zermartert und peiniget stundenlang mich,
Und leget zum Schluß der Gerichte
In Quart seine Lebensgeschichte mir dar:
Da schwebt' ich in ängstlicher Lebensgefahr.

Einst wette ich armer, ich alberner Tropf:
„Mein Bräutchen ist treu wie sonst keine."
Voll Feuer verwette ich rasch den Kopf;
Doch zu viel vertraut' ich dem Scheine,
Es zog durch die Stadt eine krieg'rische Schaar·
Da schwebte ich nahe an Todesgefahr.

Einst war's mir klar, daß ich ein Sokrates bin,
Ich sah' es an meiner Xantippe,
Da warf sie ein Fieber auf's Krankenbett hin,
Schon sah ich den Freund mit der Hippe:
Erholet jedoch hätte sie sich bald gar:
Da schwebt' ich in schrecklicher Lebensgefahr.

So kann man wohl leicht bei gemäßigtem Blut,
Gefahr von Gefahr unterscheiden,
Am richtigen Ort passet jedes recht gut,
Oft spricht man mit Recht auch von Beiden:
Vermählet auf Leben und Tod am Altar,
Schwebt stets man in Lebens- und Todesgefahr.

Ich lass' es bleiben.

Gar öfters, da wandle ich traurig allein,
Und möchte mich gerne beweiben,
Doch schau ich ins wirkliche Leben hinein:
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft wenn ich die schnäbelnden Täubchen beschau,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch hör' ich der Katzen verliebtes Miau:
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft wenn aus dem Mondschein die Liebe mir lacht,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch wenn ich im Halbmond die Hörner betracht':
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft kommt mir das Frühstück zu spät, oft gar nie,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch denk' ich: dies Stück kommt stets noch zu früh:
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft lösen an Strümpfen die Maschen sich auf,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch löst sich nicht vieles im eh'lichen Lauf?
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft winkt mir ein Mündchen, so küßlich und blank,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch öffnet es sich gerne zu Hader und Zank:
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft wohnet mein Bild im Aeugelein klar,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch hat es beherbergt schon männige Schaar,
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft drückt sie die Hand mir mit liebender Gluth,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch Rechte weiß oft nicht was Linke hier thut:
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft hat ein klein Füßchen es mir angethan,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch hat nicht das Füßchen Pantöffelchen an?
So laß ich es lieber doch bleiben

Oft koset ein Pärchen sich öffentlich fein,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch guck ich bei Ihnen zum Schlüsselloch n'ein,
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft bringet ein Weibchen viel Schätze ins Haus,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch denk ich, im Putze geht's wieder hinaus,
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft hör' ich ein Knäbchen, das lallet: Papa!
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch merk' ich wie viele sich melden gleich da:
So laß ich es lieber doch bleiben.

Und wie ich so schwankte, und wie ich so sann,
Da that ich mich dennoch beweiben,
Doch schwör' ich, wenn wieder ich wählen einst kann:
So laß ich es lieber doch bleiben!

Der gute Freund.

In freien Versen.

Ach wie haben mich alle Menschen lieb!
Und sie lesen was ich schreib und schrieb;
Und sie loben, hätscheln mich gar sehr;
Grüßen, nicken über kreuz und quer,
Finden mich charmant und lieb und gut;
Geistreich, witzig und ein frohes Blut;
Sie erweisen mir so viel Lieb' und Ehr,
Daß ich oft schon fast verhungert wär'!

Manch vornehmer, adelicher Mann
Nahm sich meiner ganz im Ernste an;
Das will so sagen: wenn man von mir sprach,
Sagte er mir grad nichts Schlechtes nach;
Reichte mir gar oft die noble Hand,
Rühmte wohl auch meinen scharfen Verstand;
Kurz die Vornehmen hielten mich so sehr in Ehr',
Daß ich schon wieder fast verhungert wär'!

Einmal kam sogar ein Millionär,
Sagte, ich wär' unterhaltlich sehr!
Mußte mit ihm oft spazieren geh'n,
Mußt' mit ihm oft die Stadt beseh'n;
Konnte ohne mich fast gar nicht sein,
Schickt mir sogar eine Flasche Wein!
Kurz er nannte mich stets nur: „mon frère!"
So daß ich schon wieder fast verhungert wär'!

Wieder kam ein Mann aus Israel,
Ein Banquier! ein Geldsack ohne Fehl!
„Was der Mann ist?" — schrie er — „wie heißt?
's ist ein Mann von Witz, ein feiner Geist,
Steht doch alle Tag auf meinem Tisch
Wahrlich frei ihm Supp' und Fleisch und Fisch!"
Kurz der Jud liebt mich: „Was ist der mehr!"
So daß ich schon wieder bald verhungert wär'!

Kam ein Fürst, er kam ich weiß nicht wie;
Nannte mich ein einziges Genie,
Reis'te mit ihm in der Welt herum,
Nahm mir manchen scharfen Witz nicht krumm;
Fragte oft mich: Wer? und Wie? und Was?
Sprach ganz huldvoll über dies und das;
Kurz der Fürst liebt' dito mich so sehr,
Daß ich schon wieder fast verhungert wär'!

Endlich kam ein Mann, ganz einfach, schlicht,
Dem es selbst an Geld und Rang gebricht,
Sonst ein braver, ein gescheidter Mann,
Zeigte mir was doch der Mensch wohl kann;
Steht mir bei, verschafft mir Speis' und Trank
Fordert weder Schmeichelwort noch Dank;
Und ich selber bin der brave Mann!
O! den halt' ich fest so lang ich kann!

Gehorsamer Diener, das ist ein Wiener!

Ein Wiener oder kein Wiener? Das sind die Fragen,
Sobald ein Wiener einen fremden Menschen sieht,
Denn da hilft kein Reden, hilft kein Sagen,
Man kennt's am Nasenspitzchen und am Augenlid'.
Ob das ein Wiener ist, oder nicht;
Es ist Etwas, das sicher zu uns spricht:
Gehorsamer Diener,
Das ist ein Wiener!

Erwacht Jemand zeitlich, früh am Morgen,
Und ist sein erst' Geschäft in aller Früh,
Daß er das Wetter prüft voll Sorgen,
Und spricht: „Ach heut' ist's nichts mit uns'rer
Landpartie!"
Gehorsamer Diener,
Das ist ein Wiener!

Ein schönes Weib erhebt sich aus dem Bette,
Sie schellt, es muß schon halber Zehne sein,
Und ruft dem Stubenmädchen schnell: „Nanette,
Bring' die Theaterzettel und mein Kind herein."
Gehorsame Dienerin,
Das ist eine Wienerin!

Es steigt Jemand ab; — im Gasthof' angekommen,
Bevor man ihm noch seine Zimmer wies,

Noch auf dem Wagentritt', läßt er den Kellner kommen:
„He! Sie! Was steckt für Braten denn am Spieß?"
Gehorsamer Diener,
Das ist ein Wiener!

Ein Mädchen sitzt auf weichem Sopha, auf dem Kissen
Ist nur französische Lektür zu seh'n!
Und ihr Galan versucht, die Stirne ihr zu küssen;
Sie schreit: „Monsieur! Ob Sie nit weiter geh'n!"
Gehorsame Dienerin,
Das ist eine Wienerin!

Im Kaffeehaus' greift Jemand nach der Zeitung schnelle,
Als wollte er sie fressen mitsammt dem Griff und Holz,
Er lies't nicht Aufsatz, nicht Gedicht und nicht Novelle,
Er suchet bloß: „Was sagt der Kerl von Scholz?"
Gehorsamer Diener,
Das ist ein Wiener!

Bei Herrn Mechetti sucht eine schöne Dame
Durch die Lorgnette sich viel Musikalien aus;
Beethoven, Mozart wirft sie fort zum alten Krame,
„O, haben Sie nichts Neues denn von Strauß?"
Gehorsame Dienerin,
Das ist eine Wienerin!

Ein Buch erscheint, voll Dummheit und voll Lügen,
Es liest in Deutschland schon kein Mensch den Mist;
Da kömmt ein Mann, der schlürft's mit gier'gen Zügen,
Warum? Weil's dumme Buch — verboten ist.
Gehorsamer Diener,
Das ist ein Wiener!

Ein Taschenspieler wirft hinüber und herüber
Die Sträußchen aus, wohin er traf;
Die Ein' die kein's erwischt, steht auf, und wie im Fieber
Streckt sie die Hand, arbeitet wie ein Telegraph,
Gehorsame Dienerin,
Das ist eine Wienerin!

„Heut' geh' ich ins Theater! Da ist eine Feier!
Höchst interessant und geistreich auch zumal!
Denn denken Sie sich nur! den „Zauberschleier",
Den gibt man heut' zum zweihundertsten Mal!"
Gehorsame Dienerin,
Das ist eine Wienerin!

Ein junger Mann hat eine Redensart nur angenommen,
Er sagt das ganze Jahr nichts, als: „Ich küss' die Hand!"
Für Dank, für Bitte, für Abschied und für Willkommen,
Sagt dieser Redner gar nichts, als: „Ich küss' die Hand!"
Gehorsamer Diener,
Ist das vielleicht ein Wiener!

Aufs Land geht ländlich eine Schöne,
Das Haar gescheitelt ohne Schlupf,
Im Ridikül, da stecken die romant'schen Pläne.
Ein Tubus und ein Gugelhupf —
Gehorsame Dienerin,
Ist das eine Wienerin?

Es ist Concert, wie tausende schon waren,
Hineinzugeh'n hat niemand ein Gelüst,

Doch gehen Sie hinein zu Schaaren
Ein Jeder sagt: „Weil's für die Armen ist."
Gehorsamer Diener,
So ist der Wiener!

Viel Frauen sparen heimlich und im Stillen,
Sich manchen Gulden für die spätern Jahr;
Da kömmt ein Aufruf: „Um des Himmels willen!"
Da bringen sie ihr Spargeld fröhlich dar! —
Gehorsame Dienerin,
So ist die Wienerin.

Wer applaudiren kann mit Händen und mit Füßen,
Mit Beifall füllen das ganze Haus,
Wer im Vergnügen völlig kann zerfließen,
„Und Bravo!" rufen und „Heraus!" —
Gehorsamer Diener,
Das ist ein lieber Wiener!

(Beim Hervorrufen.)

„Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden!"
So spricht das Fräulein Johanna d'Arc;
Sie ward gerufen, und kam von ihren Heerden,
Und neigte sich wohl dreimal noch so stark.
Gehorsame Dienerin,
Vielleicht war's eine Wienerin!

(Beim zweiten Hervorrufen.)

„Ist Jemand wo gut aufgenommen",
So sagt Preciosa wiederum,
„So soll er ja nicht zwei Mal kommen!"
Ich aber wüßte nicht warum?
Gehorsame Dienerin,
Das war keine Wienerin.

Ritter Schlemusalnik.

1.

Ritter Schlemusalnik ist seines einz'gen Vaters Sohn,
Dieses ist er wacker vier und dreißig Jahre schon;
Und wie's bei wackern Rittern ist auch stets im Brauch
Ist dabei er seiner Mutter Sohn noch auch.

Ritter Schlemusalnik hat ein langes, langes Schwert,
Ritter Schlemusalnik hat ein kurzes, kurzes Pferd,
Ritter Schlemusalnik ißt 'ne kalte kalte Wurst,
Ritter Schlemusalnik spürt d'rauf einen heißen Durst.

Ritter Schlemusalnik reitet 'naus ins Lerchenfeld,
Ritter Schlemusalnik bei der „gold'nen Brätzel" hält:
Ritter Schlemusalnik schreit wie ein Stentor: „Kell-
ner 'raus!"
Ritter Schlemusalnik trinkt d'rauf „sieben Maßel" aus.

Ritter Schlemusalnik wird der dicke Kopf so schwer,
Ritter Schlemusalnik weiß gar nimmer, wer er
denn so wär',
Ritter Schlemusalnik reitet fern im klaren Mon-
denschein,
Ritter Schlemusalnik fällt mit Muth in einen
Graben 'nein.

Ritter Schlemusalnik schläft bis an's Morgenroth,
Ritter Schlemusalnik's Roß hält ihn für gänzlich todt,
Ritter Schlemusalnik's Roß, das ist ein Ehrenmann,
Ritter Schlemusalnik's Roß, das fängt zu weinen an:

„Ritter Schlemusalnik liegt hier in dem ew'gen Schlaf,
Ritter Schlemusalnik war sein Lebenlang, ach! ein
gutes Schaf,
Ritter Schlemusalnik's Roß auf seinem Grab nun steht,
Ritter Schlemusalnik's Roß harrt, bis er aufersteht."

2.

Ritter Schlemusalnik beißt was hinterm linken Ohr,
Kratzt sich, kratzt sich, kratzt sich beißt ihn wie zuvor;
Kratzt sich querling, mit der ritterlichen, rechten Ritterhand,
Beißt ihn dennoch, daß es eine rechte Ritterschand'.

Kömmt zu Ritter Preuzner und sein Heldenauge glüht:
„Ritter Preuzner, bin des Kratzens längst schon müd',
Kratze du mich mit der tapfern, rechten Ritterfaust,
Kratze du mich, daß so Roß als Ritter d'rob ergraus't.

Schlugst den Recken Schablak ja mit starkem Ritterschild,
Schlugst den Riesen Jemplach, daß er nimmer brüllt,
Schlugst den Räuber Tschiplo ritter-rech'lich gelb und braun,
Kratze mich nun weidlich, wie ein rechter Ritter traun!
ja traun!"

Ritter Preuzner hört es still erst an, dann, traut! ja traut!
Dann kratzt er traut 'runter ihm vom Ohr die Haut,
Kratzt die Ritterhaut vom Ohr ihm wurzaweg,
Reitet dann bewußtvoll um die nächste Gasseneck'.

Ritter Schlemusalnik beißt es nun am Ohr nicht mehr,
Hängt die abgekratzte Haut auf seinen rechten Ritterspeer,
Reitet weidlich, weidlich, weidlich, weidlich auf und ab,
Prügelt d'rauf den Knappen weidlich, weidlich, weidlich ab.

3.

Ritter Schlemusalnik liebt zu seiner rechten Ritterzeit,
Eine schmucke, schmucke, schmucke, schmucke, schmucke Maid,
Und die schmucke, schmucke Maid, sie liebt den Ritter nicht,
Weil er hat ein gräßlich, gräßlich, gräßlich Angesicht.

Und der Ritter singt zu ihr um mitternächt'ge Zeit:
„Maid, o Maid, o meine Maid, o allermaid'ste Maid!
Was geht Dich mein Antlitz an, Du süßes Maidenthier?
Uebers gräßlich Angesicht trägt Ritter sein Visir.

Laß minnen mich, o Maid! im blassen Mondenschein,
Minne wieder nach, o minneselig süße Buhle mein,
Lebst Du Maid denn nicht in uns'rer großen Welt?
Niemals gräßlich, gräßlich ist ein großer Held!"

Und die Maid, sie hört's um mitternächt'ge Stund',
Denn an woll'nen Rittersocken stopft sie grad' die Wund',
Hört's, und tritt ans Fenster wunderzart und still:
„Wenn ich doch nur wüßt', was der große Lackel will!"

Neigt sich engelsmild zum off'nen Fenster 'naus,
Schüttet einen Topf voll Wasser auf den Ritter aus:
Ritter Schlemusalnik versteht also den Text:
Sie begießt die Lieb', auf daß die Liebe wächst.

Schattenriß eines Jesuiten.

Sehet ihr mit krummen Rücken,
Dort ein Männlein tief sich bücken,
Wenn er vor der Majestät
Oder vor den Großen steht;
Doch mit Hoffahrt dann betrachten,
Und mit Hochmuth auch verachten,
Schlichten Mann und Bürgersitt';
Denkt: das ist ein Jesuit!

Sehet ihr im Priesterkragen
Ihn den Blick zu Boden schlagen,
Wie er aber seitswärts schielt,
Und nach seiner Beute zielt,
Ob in ausgelegten Schlingen
Argwohnlos die Leut' sich fingen;
Spähen nach des Nachbars Schritt;
Denkt: das ist ein Jesuit!

Sehet ihr ihn grinsend lachen,
Freundlich euch den Hof wohl machen,
Drücket er ganz fein gewandt
Mit der Linken euch die Hand,
Während er mit seiner Rechten
Ins Verderben euch zu flechten
Lenket euern freien Tritt;
Denkt: das ist ein Jesuit!

Sehet ihr zu euren Söhnen
Oder Töchtern sich gewöhnen,
Heuchelt er dem off'nen Ohr',
Von der Seligkeit was vor.
Während er, um seinen Pfründen
Neue Güter nur zu gründen,
Auf's Testiren überglitt;
Denkt: das ist ein Jesuit!

Seht ihr ihn, vom Glück umgeben,
Hoch und steif das Haupt erheben,
Bäurisch stolz und plump da steh'n,
Uebermüthig um sich seh'n,
Doch in Schicksals Ungewittern,
Beben, zagen, kriechen, zittern,
Feig versuchen Thrän' und Bitt';
Denkt: das ist ein Jesuit!

Huldigung den rothen Haaren.

Ich will dir ein Loblied singen,
Dir, du laut'res Feuerhaar!
Das vor allen andern Dingen
Ungerecht verkannt stets war!

So aus reiner Glut gesponnen
Bringt das Haar Aurora her,
Wenn als Botin klarer Sonnen
Sie entsteigt dem keuschen Meer.

So die Lockenflut gekräuselt
Lächelt Thetis aus der Flut,
Wenn von Liebe hingesäuselt
Hesper auf den Wellen ruht.

Schwarzes Haar ist mitternächtig,
Nacht, in der kein Sternlein scheint,
In dem Dunkel lauert mächtig
Amor als ein arger Feind.

Blondes Haar ist loses Schwanken
Zwischen Finsterniß und Licht,
So auch schwanken die Gedanken.
Trauet blonden Mädchen nicht!

Rothes Haar das ist entschieden!
Purpur trägt die Majestät!
Morgenröthe ist hienieden
Wo ein reiner Himmel steht!

Wie die Locken, hold entflammet,
Um den Lilien-Nacken zieh'n!
So nur zieht der Scharlachsammet,
Sich um zarten Hermelin!

Wie im Rosen-Sonnengolde
Herrlich flammt der Alpenschnee,
So das Angesicht das holde,
In der Haare Glut ich seh!

Rothes Haar sei nur geduldig,
Denn du zieh'st die Seele an;
Wie im Abendschimmer huldig
Auf der Flut ein Silberschwan!

Zweifel.

Ist es süßer, bei ihr sein,
Ihr die Stunden schenken,
Ist es süßer ganz allein,
Sinnend an sie denken?

Tönt ihr Gang in meinem Ohr',
Rauscht's in ihrem Kleide,
Quillt im Herzen mir empor
Quell der reinen Freude.

Sitze ich und schau' sie an,
Schwinden mir die Sinne,
Ist's als wär' mir's angethan,
Wie ich's auch beginne.

Hebet sie das Augenlid,
Bin ich neu geboren;
Aber wenn sie niedersieht,
Bin ich wie verloren.

Kann ich, treffet mich ihr Blick,
Nicht mich selig wähnen?
Aber zieht sie ihn zurück,
Schwimmt mein Herz in Thränen.

Spricht sie, hör' ich in dem Wort
Harmonien rauschen;
Möchte fürder fort und fort
Diesen Tönen lauschen.

Wenn sie durch das Zimmer eilt,
Folgen ihr die Augen,
Um den Raum denn sie zertheilt,
Gierig einzusaugen.

Wenn sie aus dem Zimmer geht,
Fehlet mir die Seele;
Selbst dem Licht, das mich umweh't,
Scheint mir, daß was fehle.

Doch nun ferne auch von ihr
Ist ein süßes Säumen,
Kann ich ja doch für und für
Wachend von ihr träumen.

Grausam ist die Wirklichkeit,
Täuschung hat Erbarmen,
Schenket uns die Seligkeit,
Traumbild zu umarmen.

Schließ' ich meine Augen zu,
Schließt sich auf die Wonne,
In mir flimmern auf im Nu
Sterne, Mond und Sonne.

Denk' und denke stets an sie,
Denke nicht an's Denken;
Denk' ob sie in Sympathie
Meiner mag gedenken.

Ja, ich denk' sie sitzt bei mir,
Glaube sie zu sehen,
Fühle, wie ein Küssen schier,
Ihres Odems Wehen.

Küſſ' ich ihr die ſüße Hand,
Läßt ſie es gewähren,
Küſſe ihr das Sehnſuchtsland:
Wimper, Aug' und Zähren.

Süß iſt's alſo bei ihr ſein,
Ihr die Stunden ſchenken;
Süßer aber, ganz allein
An mein Liebchen denken

Die Thräne.

Jedwede Lebensfeier
Die Freude wie die Pein,
Hüllt sich in feuchte Schleier
Von warmen Thränen ein.

Es ist ein reicher Segen
Der in der Thräne blüht,
Die lind wie Frühlingsregen
Auf deine Wunde sprüht

Du scheidest recht beklommen
Die Zähre hängt im Blick, —
Beim frohen Wiederkommen
Kehrt sie mit dir zurück.

Das Mädchen trägt ein Sehnen
Im feuchten Augenpaar,
Und steht in süßen Thränen
Als Braut auch beim Altar.

Und unter vielem Weinen
Empfängt die Welt das Kind —
Und auch an Grabessteinen
Entquillt die Thräne lind.

Auch meine lieben Todten
Deckt schon der Rasen zu,
Willkommen Thränen! Boten
Des Trostes und der Ruh.

Der Freiheit Wanderlied.

Vor Gottes Thron, aus Demant und Rubinen,
Stand einst der Engelkreis im Silberlichtgewand,
Da trat hervor die schönste unter ihnen:
Die „Freiheit“ mit der Lotosblume in der Hand;
Sie warf vor Gott sich hin mit holden Mienen,
Und bat den Herrn über Himmel, Meer und Land,
Er möge huldreich sie herab zur Erde senden,
Durch sie das wahre Glück der Menschen zu vollenden.

Der Schöpfer lächelt, spricht in seiner Güte:
„So geh' und nimm des Himmels besten Segen mit;
Besuch' die Erd' und streue deine Blüthe
Auf alle Pfade, die durchmißt dein Götterschritt,
Dein eig'nes Wesen aber keusch behüte,
An welche Kreise dich auch trägt dein Freiheitstritt;
Und bleibe dort, wenn sich bewährt dein süßes Hoffen,
Wo nicht, so komm', mein Himmel steht dir immer offen.“

Die Freiheit schreitet durch der Himmel Räume
Den Götterleib umfließt ein luftgewebtes Kleid,
Am Rand des Aethers glänzen Purpursäume,
Vergold'te Wolken geben festlich ihr Geleit;
Am Himmelsdome hängen Sternenbäume
Und die Planeten weichen erfurchtsvoll zur Seit',
Wenn, wie die junge Sonne tritt aus Morgenröthen
Die Freiheit kömmt, die dunkle Erde zu betreten!

Die Erde bebt, es rieselt durch die starren Glieder
Ein Schauer ihr, als wenn der Frühling neu erwacht,
Die stummen Wälder singen hohe Freiheitslieder,
Des Wiederhalles Tochter aus den Bergen lacht,
Der Fels erzählt's dem Quell, der Quell dem Bache wieder,
Der Bach erzählt's dem Strom, der Stom mit aller Macht,
Erzählt es laut dem Land und jubelt's zu dem Meere:
„Die Freiheit naht, gelobt sei Gott und seine Heere."

Und also klang der Freiheit Gruß an die Erde:
— „Sei hoch mir gepriesen, du kleinrunder Kern,
Tief hängend im Raum, ein verlorener Stern,
Ein hängender Tropfen am Eimer der Sonnen,
Dem göttlichen „Werde" gehorsam entronnen!
Und du, der bewohnest den Stern, der verkohlt,
Der kühn sich ein Fünkchen von oben geholt,
Du wunderlich Wesen, aus Staub und aus Geist,
Dem Wurme gleich feig, und dem Seraph gleich dreist,
Und so wie die Erde, dein Herz ist gemacht
Halb Frühling, halb Winter, halb Tag und halb Nacht;
Und so wie die Erde, dein Herz ist gebaut
Mit lieblichen Blumen, mit giftigem Kraut;
Und so wie die Erde, dein Herz ist erfüllt
Vom Vogel, der singt, und vom Thiere das brüllt;
Und so wie die Erde, dein Herz ist ein Kreis
Von feurigen Bergen und Fluten aus Eis;
Und so wie die Erde, dein Herz sich auch dreht
Um sich nur im Kreise, sein eig'ner Planet! —
O, räthselhaft Menschenherz, wunderlich Ding,
So dunkel, so helle, so schwer und so g'ring,
Geknetet vom Teige aus Liebe und Zorn,
Geformet zur Blume aus Duft und aus Dorn,
Begossen mit Thränen, mit Sehnsucht gepflegt,
Von Wünschen umflattert, von Seufzern bewegt,

Zur Sonne erhebend das durstige Blatt,
Zum Staube gezogen von Farben so satt,
Doch jeglichem Hauche zum Raub und zum Spiel
Geh'n Blätter um Blätter vom einsamen Stiel! —
Du frägst dann den Westwind, das Bächlein, die Bien':
„Wo sind meine Blätter, wohin, ach wohin?"
Frag' Vögel, die wandern, frag' Wolken, frag' Duft,
Frag' Nebel, die ziehen, die Fäden der Luft,
Frag' Träume, die fliegen, frag' Lüfte, die weh'n,
Frag' Wünsche, die eilen, frag' Jahre, die geh'n.
Das Abendroth frag': „wohin kömmt dein Karmin?"
Nur frage das Herz nicht: „woher" und „wohin?" —
So grüßend läßt die Freiheit sich hernieder
Dort, wo Colombo einst die neue Welt entdeckt,
Dort, wo die Schöpfung ihre Riesenglieder
In Thier und Pflanze mächtig waltend ausgestreckt.
Sie steigt herab, sie wird mit Lust empfangen,
Im Augenblick umringt sie eine dunkle Schaar,
Der Mann in Fell, die Frau in gold'nen Spangen,
Die Kinder nackt mit wild zerrauftem Haar,
Sie fassen Sie mit thierischem Verlangen,
Sie zerren sie an Gürtel und Talar,
Und zagend eingeschüchtert, unter Bangen,
Verweilt die Freiheit da so manches Jahr.
Sie weilt in Städten, Dörfern, Kolonien,
Sie wandelt in Prärien ab und auf,
Sie geht mit Männern, die in Wäldern ziehen,
Sie folgt der Riesenfläche dunklem Lauf;
Und sieht die freie Menschheit vor dem Golde knieen,
Und sieht im freien Land den Sklavenhauf,
Und sieht den freien Mann die Brüder knechten,
Und sieht das freie Weib die Peitsche flechten,
Und sieht das freie Kind in bittern Arbeitsnächten,
Und sieht den freien Rath die Schwarzen ächten,

Und sieht das freie Volk mit andern Völkern rechten
Um Sklavenhorden, die sie selber möchten.
Und da verhüllt die Freiheit schnell ihr Angesicht,
Entflieht mit wehmuthsvollem Blick und spricht:
„Das ist der Freiheit Larve, doch der Freiheit Antlitz nicht."

Sie läßt sich nieder dann in einer Wolke,
An einer weißen Küste, meerumspült,
Bei einem stolzen reichen Inselvolke,
Ein blasses Volk, das Blut vom Nebel abgekühlt;
Man baut ihr wohl auch da Altäre,
Man baut ihr einen Tempel hoch und groß,
Die „Magna Charta" ist des Volkes Ehre,
Der freie Boden ist ein freier Himmels=Schoß —
Doch wenn den Blick die Freiheit tiefer senket
In das Geheimniß, das die inn're Feder treibt,
Wenn sie den Geist erforscht, der diese Freien lenket,
Den Geist und nicht das Wort, das auf der Fläche bleibt,
Da sieht sie Freiheit, die als Monopol nur schimmert,
Die Freiheit, welche auf Besitz nur sinnet,
Die Freiheit, welche nur Verträge spinnet,
Die Freiheit, die sich flüchtet hinter Noten,
Wenn andern Völkern Freiheit wird geboten,
Und da verhüllt die Freiheit ihr Angesicht,
Entflieht mit wehmuthsvollem Blick und spricht:
„Das ist Freiheit der Nation, doch die der Menschheit
nicht." —

D'rauf trägt sie ihren Flug in jene Auen,
Vom Inselvolk durch schmales Meer getrennt,
Von wo allüberall die Männer und die Frauen
Bezieh'n den Geist, die Mode und das Kompliment.
Es wird auch da ihr heilig' Sein entgöttert,
Man stürzt Gesetz und Tempel und Altar.

Das Buch der Könige wird vom Orkan zerblättert,
Es predigt der Propheten falsche Schaar!
Die Tugend wird zum Spott, das Heilige zum Hohn,
Der Wahnwitz wird zum Gott, das Laster Religion,
Zum Pranger wird die Kirch', zum Blutgerüst der Thron,
Vom Himmel wird gestürzt der Vater und der Sohn,
Verrath wird zum Gesetz, Verdacht wird zum Spion.
Und Könige kommen und Könige gehen,
Geschlechter verschwinden, Geschlechter entstehen,
Verbrechen erscheinen, Verbrechen vergehen,
Titanen erliegen, ersetzt von Pygmäen,
Nach halbem Jahrhundert, voll Schmerz und voll Wehen,
Nach halbem Jahrhundert, voll Kampf der Ideen,
Sie rathlos im selbigen Kreis sich noch drehen! —
Und wieder verhüllt die Freiheit schnell ihr Angesicht,
Entflieht mit wehmuthsvollem Blick und spricht:
„Das ist der Wahn der Freiheit, doch der Sinn der Frei-
heit nicht!"

D'rauf setzt die Freiheit ihre Götterschritte
Nach Deutschlands waldbedeckter, reizend schöner Flur,
In's Land des Fühlens, Denkens und der Sitte,
Worüber noch zerrüttend nicht der Wahnwitz fuhr,
Wo noch zum Herzen dringt die Warnung und die Bitte,
Wo noch Gebet ertönt in voller Kirchen Mitte,
Wo zwischen Volk und Fürst noch Liebe steht als Dritte,
Wo guter Muth der Zeit noch nicht zum Raube,
Wo noch der alte Gott nicht liegt im Staube,
Wo noch nicht rastlos irrt des Lebens sanfte Taube,
Weil von dem Vater zu dem Kind noch geht: der Glaube! -
Da geht die Freiheit hin durch grüne Fluren,
Man öffnet festlich ihr so Thür als Thor,
Doch ihr Erscheinen ändert die Naturen,
Und anders sieht das Aug', und anders hört das Ohr,

Die Feder wird zerstückt an allen Uhren
Gestalten bilden wild sich und Figuren,
In nackter, schnöder Selbstheit, ohne Flor,
Der Nüchterne war glücklich mit dem Freiheitsfunken,
Jedoch der Tolle blies zur Flamme sie empor,
Begeistert waren Wenige, doch Viele trunken,
Anstatt vertieft zu sein, war völlig man versunken
In süßen Most, der ungeklärt noch gohr,
Ideen sah man auch und Phrasen prunken,
Indeß die That man aus der Hand verlor!
Die Erde riß man auf, doch nicht zum Säen,
Von der Minute wollte man den Baum, die Frucht,
Es sollte Alles sein, und nichts entstehen,
Es war die That vor der Idee stets auf der Flucht.
Im steten Kampf' und ewigem Gefechte
Vergaßen sie des Kampfes Gegenstand,
Unmögliches bezweckten sie als Rechte,
D'rum fiel das Mögliche aus ihrer Hand!
Wehe, daß in wildem Wahn und Unverstand,
Zurückgejagt sie in die Nacht der Nächte
Den Tag, der schon so schön am Himmel stand! —
Auch da verhüllt die Freiheit schnell ihr Angesicht,
Entflieht mit wehmuthsvollem Blick und spricht:
„Das ist Gespenst der Freiheit, doch der Geist der Freiheit nicht!"

Und sinnend wandelt sie aus Stadt und Mauern,
In's Feld hinaus, da liegt ein eingezäunter Raum,
Ein kleiner Ort, wo Weidenzweige trauern,
Wo kleine Kreuze steh'n und Cypressenbaum;
Wo über Leichensteinen geht ein Schauern,
Wo ausgeträumt der letzte Lebenstraum!
Hier liegen unter einem grünen Leichentuche
Die Menschen alle ruhig beieinand,

Die Hohen und die Niedern aus dem Lebensbuche,
Zusammen dicht in einem einz'gen Band!
Nicht Rang und Stand hat je hier eine Leiche,
Und hier befiehlt und hier gehorcht man nicht,
Hier hat der Arme Thränen wie der Reiche,
Und jeder Stein sein frei Bekenntniß spricht,
Und hieher kommen Große so wie Kleine,
Hier schweigen Vorzug, Zorn, Zwietracht, Neid,
Die kleinen und die großen Leichensteine
Sind gleiche Meilensteine blos — zur Ewigkeit.
Und wer hier unten ruht, ist gleich vertreten,
Denn für ihn spricht sein Thun im Himmelreich,
Und wer hier oben kömmt, der kömmt zu beten,
Und im Gebet sind alle Menschenherzen gleich!
Da senkt die Freiheit mild ihr Angesicht,
Und setzt auf einen Stein sich hin und spricht:
„Im Tode nur ist Freiheit, doch im Leben ist sie nicht."
Da tönt hernieder von dem Himmelsbogen
Die Stimme Gottes an der Freiheit Ohr:
„Zu frühe bist zur Erde du gezogen,
Komm wieder in mein Himmelreich empor.
Nach Jahren einst, ja wohl nach Jahren,
Dann send' ich selber dich hinab zur Erd',
Wenn dich die Menschen wissen auch zu wahren,
Daß dir nicht schnöder Mißbrauch widerfährt!
So lang Gedanken mit Gedanken hadern,
So lang man Worte noch und Eide bricht,
So lang zum Bau man blos nur will die Quadern,
Und Kitt und Mörtel will man nicht.
So lange als der Wahrheit Schooß verschlossen,
Die Lüge treibt ein üppiges Geflecht,
So lang wird nie die Freiheit ausgegossen
Auf das verwirrte menschliche Geschlecht! —
Doch einst wird deine Stunde schlagen,

Und zu den Menschen niedertragen
Wirst du der Freiheit gold'ne Zeit,
Wenn von der Leidenschaft gereinigt
Gedanken, Thaten steh'n vereinigt,
Und in den tollen Wünschen ruht der Streit,
Dann ist der Freiheit Reich gekommen,
Dann ist des Lichtes Tag erklommen,
Dann wird Gehorchen und Befehlen
Im engen Einklang sich vermählen,
Die Völker Alle werden lieben und gedeihen,
Die Fürsten Alle werden lieben und verzeihen!
Dann gehen alle Menschen Hand in Hand,
Von Allen wird ein einz'ger Gott erkannt,
Und keine Thräne fließt mehr in den Sand,
Und überall, an aller fernen Meere Strand,
Wo nur ein Wesen wohnt, das Mensch genannt,
Wird sein der Menschheit freies, einz'ges Vaterland.

Gebrochene Rosen, gebrochene Herzen.

Die Muse hebt vom Räthselspiel der Minne
Den Schleier schüchtern auf mit leichter Hand,
Nicht weiß sie, ob es euer Herz gewinne,
Was sie in einer Dämmerstunde still erfand,
Als über ihren klaren Seelenspiegel,
Die Wehmuth zog mit ihrem Schwanenflügel.

In's Zeitmeer ist der Liebe Reich versunken,
Wie eine Orgel in den tiefen Grund der See,
Und hat das Ohr auch einen Ton getrunken,
Der sich emporringt seltsam in die Höh',
Und will der Ton an eure Ohren streifen,
So hört ihr sie doch könnt sie nicht begreifen.

Verloren sind für euch der Liebe süße Wunder,
Verloren ist für euch der Herzen Sympathie,
Ihr seht das Klärchen wohl und den Hollunder,
Doch seht ihr nicht den Zug der heimlichen Magie,
Zum Wunderreich der Lieb' und seinen Thoren
Habt Männer! ihr den Schlüssel längst verloren.

Seitdem ihr abgesetzt den kleinen Bogenspanner,
Seitdem den Gott der Liebe ihr entthront,
Entzog er euch der wahren Liebe Banner,
Den bittern Pfeil, an süße Siege stets gewohnt.
Die Venus treibt ihr fort und ihre holden Tauben,
Die nahm die Liebe mit und auch den Liebesglauben!

Mit sich nahm sie die Lieb'=Metamorphosen,
Wie Lieb' erscheint im tausendfachen Kleid,
Mit sich nahm sie die Chifferschrift der Rosen,
Die ihrem Tempeldienste leiblich sich geweiht,
Mit sich nahm sie auch das Gehör der Seele,
Und unverstanden bleibt das Lied der Philomele!

Ihr blättert in dem reichen Herzen holder Frauen,
Doch nicht versteht ihr d'rin das liebgeweihte Wort,
Ihr blättert in den Rosen auch auf Flur und Auen,
Doch ist für euch der Sinn der zarten Blätter fort,
Euch unverstanden bleibt der Liebe Lust und Schmerzen,
Euch fehlt das Wörterbuch der Rosen und der Herzen!

Doch wem im Busen zittert noch der klare Tropfen,
Der ihm vom Himmel fiel wie's Herz noch jung,
Und wem in seines Herzens wundersamen Klopfen,
Noch wiederhallt die liebliche Erinnerung,
Der komm' mit mir hinaus, um bei des Westwinds Rauschen
Auf einem Rosenstrauch zwei Knospen zu belauschen.

Sie neigen sich auf einem Stengel wie zwei Schwestern,
Und hüllen züchtig sich in eig'nen Duft,
Kein Morgen gibts für sie und auch kein Gestern,
Umarmen, lieben sich, gekos't von rauher Luft,
Und schwören, wie ihre Gluthen ineinanderbrennen,
Im Leben wie im Traume nimmer sich zu trennen!

Sie schwören's bei dem Blau vom hohen Himmelsbogen,
Das ist der Treue wunderbar Symbol,
Zu Zeugen rufen sie des Lichtes reine Wogen,
Das Echo, das die treuen Schwüre wiederholt, —
Der Zweig jedoch der nahen Trauerweide
Senkt wie prophetisch tief sein Haupt im Leide!

So naht der Gärtner nun, und faßt mit rauhen Händen,
Die eine Knospe an und trennt vom Stengel sie,
Der schönen Grafentochter eilt er sie zu senden,
Zum Abendblatt im Saal der Harmonie,
Da soll, anstatt des Schmucks von Steinen und von Kränzen,
Die holde Knospe an dem holden Busen glänzen.

Und später kommt ein armes Mädchen hergegangen,
Das Blumen in den Straßen zum Verkaufe beut',
Es sieht die zweite Knospe lieblich prangen,
Und pflückt sie zum Verkaufe ab, ganz ungescheut.
Ein Maler kauft die Knospe sich mit Wohlbehagen,
Um Abends auf dem Ball als Zierde sie zu tragen. —

— Es glänzt der Saal, Musik durchfluthet alle Räume,
Es wogt die Menschenmenge fröhlich hin und her,
In weißen Nischen schwimmen grüne Taxusbäume,
Gewänder rauschen auf, von Atlas und von Seide schwer,
Und tausendfache Lichterstrahlen brannten
Aus Augen, Wangen, Blumen. Diamanten.

Die schöne Grafentochter strahlt zum Schönheitsruhme,
Ihr huldiget der Männer hochentzückte Schaar,
Sie ist des Saales Zier, der Frauen schönste Blume,
Die Gottheit auf des Abends fröhlichem Altar,
Doch geht halb träumend sie durch dieses Menschenwogen,
Und seltsam fühlt sie sich bewegt und fortgezogen.

Es zieht geheime Macht sie durch's Gedränge,
Ihr ist so räthselhaft und wunderbar,
Ihr ist, als such' sie Jemand in der Menge,
Sie fühlt sinnend sich, wie sie es niemals war,
Zur Knospe senkt das schöne Haupt sich nieder,
Und stärker zieht es magisch fort sie wieder.

Der junge Künstler auch, die Knospe in dem Kleide,
  Ihm wird das Herz so eng, es klopft ihm laut und schnell,
Es schlägt in Wonne nicht, und schlägt auch nicht im Leide,
  Es ist als rausch' in ihm ein wundersamer Quell;
Es zieht von Saal zu Saal, durch Gänge, über Stufen,
Ihm ist als hört' er laut ein ungesproch'nes Rufen.

So zieht es magisch Beide sich entgegen,
  Die nie im Leben jemals sich geseh'n,
Sie fühlen Beide tief ein plötzliches Bewegen,
  Sie bleiben Beide Blick in Blick versunken steh'n.
Es war ein Blick, ein Erröthen, ein Erblassen,
In welchem Herzen sich auf ewig doch umfassen.

Es war ein Blick, ein Erröthen, ein Erblassen,
  Doch ein Jahrhundert nach des Herzens Wanderuhr,
Und Beide sieht zugleich man nach den Knospen fassen,
  Sie tauschen still sie aus als Eid und Schwur,
Die Herzen und die Knospen lautlos schwören,
Im Leben wie im Tod einander zu gehören.

Die Blumen sind ja nur der Lieb' Geschenke
  Vom Frühling an die Erde, seine Braut,
„Vergißmeinnicht", daß Sein sie stets gedenke,
  Und „Glöckchen" einzuläuten, wenn sie sind getraut,
Und „Augentrost" und die „Viole"
Als Trost und Gruß beim kurzen Lebewohle.

Die „Rosen" aber steh'n als heilige Eide,
  Als Schwüre, die der Lenz der Erde schwur,
Denn einstens standen nur im heiligweißen Kleide
  Die Rosen alle auf der Erdenflur.
Die ersten Rosen auf der Unschuld Wiese
Erblühten alle weiß allein im Paradiese.

Doch als das erste Paar den ird'schen Funken,
  Zuerst getrunken vom verbot'nen Feuermahl,
Als Eva schuldvoll auf ihr Rosenbeet gesunken,
  Erbleichten ihre Wangenrosen allzumal,
Und eingehüllt vor Scham in das Geflecht der Moose
Erröthete zur Gluth die weiße, reine Rose.

Verstummt vor Scham sind nun die rothen Rosenblätter,
  Doch deutlich spricht der Blätter gold'ne Schrift
Für Jeden, dem das Aug' geöffnet hohe Götter,
  Daß er der Blätter süße Deutung trifft.
So wurden diese beiden Knospen auch verstanden
Von beiden Herzen, die sich ewiglich verbanden.

— — —

Wer kann die Feinde und die Hindernisse nennen,
  Die stets beglückte Lieb' auf ihrem Wege fand?
Es trennt die Zeit, und Welt und Menschen trennen,
  Es trennt die Scheelsucht gern beglückter Liebe Band,
Und so getrennt. wenn ewig auch verbunden,
War dieses Paar, das nur ein Mal sich gefunden.

Gleich einem Amulet trägt er die Knospe an dem Herzen,
  In Thränen badet er sie täglich neu,
Verordnet, daß sie bei den Todeskerzen
  Auf seinen Sarg dereinst gelegt noch sei,
Er sieht mit bitt'rer Lust dem Tod' entgegen,
Die Knospe nimmt er mit auf seinen letzten Wegen.

Auch die Geliebte lebt im stillen Herzenskummer,
  Auf ewig ist ihr Herz dem Liebenden geweiht,
Sie sieht sein Bild im Wachen wie im Schlummer,
  Der Knospe klagt ihr Sehnen sie, ihr Leid,
Und im Gebetbuch hat die Knospe sie verborgen,
Nimmt sie zur Kirche mit an jedem Morgen.

Einst tritt früh sie ein, die Kirche ist verdunkelt,
  Und eine Beterschaar sinkt betend auf die Knie,
Ein düst'rer Lichtkranz durch die Räume funkelt,
  Sie faßt ein Schauer an, sie weiß es selbst nicht wie,
Und als sie vorwärts schwankt mit leisem Schritte,
Sieht einen Sarg sie stehen in des Schiffes Mitte.

Ein kalt Entsetzen läuft ihr rieselnd durch die Glieder,
  Ein dunkles Ahnen weht sie dumpf und eisig an.
Sie schwankt hervor und stürzt am Sarge nieder.
  Er ist's! Er, der Geliebte, das Sterb'kleid angethan,
Und auf dem Sarge lag die Knospe da, die bleiche,
Wie mahnend, daß die and're Knospe sie ihr reiche.

Sie sinkt am Sarge hin, kann weinen nicht, nicht sprechen,
  Nur Knospe und Gebetbuch legt sie hin mit Noth,
Es stockt ihr Blut, sie fühlt das Herz bald brechen,
  Es steigt zum Herzen ihr herauf wie Tod,
Und so dem Eidschwur treu und noch im Tod bescheinigt,
Sind Knospen und auch Herzen ewig nun vereinigt.

* * *

— — Wollt ihr dabei nicht sein, wenn in das Grab sie senken,
  Das schmerzensreiche, liebverklärte Paar?
Wollt eine kleine Thräne ihr nicht schenken
  Dem Loose, das so bitterlich für sie beschieden war?
Wollt ihr dabei nicht eine stille Messe halten?
Für gebroch'ne Herzen hier in allerlei Gestalten?

Wer zählt die Rosen, die von rauher Hand gebrochen?
  Wer zählt die Herzen, die gebrochen liebelos?
Die Herzen, schon gebrochen in den Flitterwochen?
  Die Herzen, die gebrochen in des Glückes Schooß?
Die Herzen, die gebrochen unter'm Bettlerkleide?
Die Herzen, die gebrochen unter Sammt und Seide?

Die Herzen, die gebrochen im Geräusch der Welt?
　Die Herzen, die gebrochen unter Kron' und Flittern?
Die Herzen, die gebrochen unterm Purpurzelt?
　Die Herzen, die gebrochen unter Wuth und Händeringen?
Die Herzen, die gebrochen einsam unter Gittern?
　Die Herzen, die gebrochen unter Lächeln, unter Singen?
Von allen Herzen, die gebrochen sind hienieden,
　Durch Männerhärte und von Männereigensucht zerstückt,
Von allen Rosen, die der Erde sind beschieden,
　Und die gebrochen wurden, aber nicht gepflückt.
Von allen sammelt Gott die Stücke, und Er wird einst
euch fragen:
Ich schenkte sie euch ganz, warum habt ihr sie zerschlagen?

Coeur-Dame.

Indem ich sprech', ergreift mich banges Sehnen,
Es zieht mich fort, es drängt mich in die Weite;
Zur Stadt, die man durchstreift nicht ohne Sehnen,
Erbitte ich im Geist von euch mir das Geleite.
Hört ihr die Wellen durch die Straßen rauschen,
Die Füße waschend altergrauen Prachtpalästen?
Wollt ihr den leisen Wundermärchen lauschen,
Die sie erzählen von des Hochmuths Ueberresten?
Wenn's Abend wird, der hellen Sterne Funkeln
Gleich einer Zitternadel schwimmt auf den Lagunen,
Da schlüpfen leise, nach und nach im Dunkeln
Die Geister aus unbewachter Glanzpaläste Runen,
Und aus dem Säulengang, dem einstens schlanken,
Entwindet sich ein Zug von luftigen Gestalten,
Und auf den Schwellen sitzen schmerzliche Gedanken,
Und von den Treppen, die zerklüftet und gespalten,
Entschaaret sich der Zug der Edlen, die einst hier versanken,
Eng eingehüllt in ihres Purpurkleides Falten,
Und nieder schreiten sie mit geisterhaftem Schritte,
Und schreiten hin bis an den Rand der Wogen,
Begrüßen freudig da die freie Amphitrite,
Die schöne Braut des Glanzes, der entflogen.
Vergebens harrt das Meer jetzund in Dämmergluthen
Dem Bräutigam im gold'nen Schiff entgegen,
Die Nacht streut Blumen auf das Hochzeitsfest der Fluthen,
Doch kommt kein Bucentaur mit schnellen Ruderschlägen,
Der Bräutigam ist todt, der gold'ne Ring verrostet.

Der Bucentaur ein flaggenloses Wrack im Hafen,
Die Dogenliebe todt, die deinen Reiz gekostet.
Der Halbmond steht erbleicht, des Marco Löwen schlafen!
Wie ist das Alles nun verändert und verwandelt,
Veraltet sind die Schlösser, öd' und grau,
Ein lebenslustig nichtig Maskenleben wandelt,
Und bringt in Säulengängen eitle Lust zur Schau.
Der Pantalon, Brighella, Arlechin und Skaramuzze
Durchschwirren lärmend, wild den Menschenknäul,
In fremder Tracht, fantastisch grellem Putze
Versucht die Liebeswelt in Neckerei ihr Heil. --
Da drängt ein junger Mann mit stolzem Schritte
Sich durch der Menge massenvoll' Gewühl,
Zigeunerhaft folgt ihm ein Weib, aus Aller Mitte
Scheint er allein nur der Prophetin Ziel.
Paolo ist's, der Edelsten Venedigs Einer,
Ein edles Herz, ein freier Geist, ein rosig Blut,
An Tugend und Liebreiz gleicht sobald ihm keiner,
Ihn adelt Schönheit, Hochsinn, ritterlicher Muth.
Doch eine Leidenschaft, der Leidenschaften schlimmste
Hat ihn erfaßt mit wilder, höllischer Gewalt,
Die Leidenschaft des Spiels, der Leidenschaften grimmste,
Die durch das Leben geht in gleißender Gestalt;
Denn unter allen Lastern, die der Menschheit erblich,
Die allverheerend durch das Leben geh'n,
Verzehrend Leib und Geist, und Seel' und Heil verderblich,
Ist als die gräßlichste, die Spielwuth anzuseh'n.
Es ist der Haß, ein Gift, das frische Blut zersetzend,
Das von Geschlechtern zu Geschlechtern fort sich frißt;
Es ist der Neid, ein heimlich nagend Gift, das ätzend
An's eigne Eingeweid' ein Nagthier ist;
Es ist der Zorn, schnell rothgekocht an wilder Flamme,
Ein Krebs, der seine Scheere in den Busen hackt;
Es ist der Geiz, ein tückisch Kind, das seine Amme:

Die Habsucht mit den nimmersatten Zähnen packt;
Es ist der Ehrgeiz, auch ein Wahn, der seine Pläne
Mit wilder Wuth verfolgt, ein Leopard;
Es ist die Rache, eine fletschende Hyäne,
So die Beleidigungen aus dem Grabe scharrt;
Da ist die Eifersucht, die wuthgeschwollne Natter,
Die, krümmend, selbst das Gift sich in die Adern spritzt;
Da ist der Fanatismus, der mit Nachtgeflatter
Die lichterfüllte Brust der Welt zerschlitzt;
Dann kommen die vom Thiersinn Aufgerafften,
Der rohen Sinne ausgeartete Partei,
Das ist der Pöbel unter allen Leidenschaften,
Sie heißen: Wollust, Trunk und Schlemmerei!
Doch Haß und Neid, und Geiz und Rache,
Die Eifersucht, des Fanatismus gräßlicher Vampyr,
Des Trunkes Wolf, der Wollust goldgeschuppter Drache,
Momente haben sie, in denen todt ist ihre Gier,
Der Spieler nur allein wird in der Gier nicht schwächer,
Das Glück macht ihn berauscht, das Unglück macht ihn toll,
Am grünen Tisch sitzt er, des Zufalls durst'ger Zecher,
Vor ihm in bunten Bildern sein Schicksals-Protokoll,
Die Kugel der Roulette, der Würfel in dem Becher,
Und schwarz und roth heißt seines Glücks Parol',
So sitzt er da, an Zeit und Geld Verbrecher,
Und in ihm kochen Freude, Angst, Erwerbung, Unmuth, Groll.
Dicht hinter ihm schon harrt des bösen Lasters Rächer:
Verzweiflungswuth, die bis zum Wahnsinn schwoll;
Er nimmt den letzten Pfeil aus aller Sünden Köcher,
Und greift dem Rufe vor, den er erwarten soll.
„Va banque!“ ruft er und setzt die Seel' zur Stelle,
Die letzte Kugel rollt und er gewinnt — die Hölle!
Und dieser Leidenschaft gewalt'ge Hyder
Umstrickte auch Paolo's edle Brust,
Der sonst so edel, geistreich, stolz und bieder,

Der allgemeinen Achtung sich bewußt!
Und still, geheim, mit allem Sehnsuchtsdrange
Liebt heimlich ihn Venedigs schönstes Kind;
Er weiß es nicht, ihm macht's das Herz nicht bange,
Er sah sie nie, die so für ihn gesinnt,
Denn dann erst will sie ihm sich zeigen,
Entdecken ihres Herzens Lust und Pein,
Wenn er dem Spiel nicht mehr als Sklave eigen,
Wenn er geheilt von dieser Wuth wird sein!
So eben wendet er mit raschem Gange
Sich durch der Menschheit buntes, brennendes Gewühl,
Es zieht ihn hin im wilden Herzensdrange,
Den Hallen zu, wo seinen Tempel hat das Spiel.
Doch das Zigeunerweib aus aller Masken Mitte
Drängt sich zu ihm heran und faßt ihn bei der Hand,
Führt ihn zur Seit' mit leichtem Geisterschritte,
Bis wo des Volkes Menge schon verschwand. —
„Ich bin dein Schicksal, komme, dich zu warnen,
Und dir zu zeigen, was dich allein beglücken kann.
Wenn böse Feindesmächte dich umgarnen,
So rettet dieses dich, dann halte fest daran!"
Dann legt sie eine Rolle hin in seine Hände
Und eilt davon verschwindend seinem Blick.
Er tritt heran an eine helle Lichterblende,
Zu sehen, was entscheiden soll sein Glück:
Es ist ein weiblich Bild in süßer Jugendfülle,
Voll Liebeszauber dieses Antlitz strahlt;
Doch sonderbar ist dieses Bildes Kleiderhülle,
Als „Coeur-Dame" ist die Schöne drauf gemalt!
Es schwimmt ihm vor dem Aug', er fühlt ein wonnig Beben,
Und ihn ergreift's mit heimlicher Gewalt,
„Coeur-Dame" also bestimmt mein Glück im Leben?
Dein Wort, Prophetin, prüf' ich alsobald!"
Und stürzt hinein, allwo im lichterhellen Tempel

Der grüne Tisch erglänzt, ein Götzendienst-Altar;
Ein Mann sitzt da, sein Angesicht ein Stempel
Des Lasters, zu Berge sträubt sein dünnes Haar;
Und vor dem Manne rothes Gold in Haufen,
Und um den Tisch ein stummer Männerkreis,
Und wie die bunten Karten durch die Hand ihm laufen,
Da wird's den stummen Männern kalt und heiß,
Sie athmen kaum, ihr Leben scheint nur Lüge,
Des Auges Apfel glanzlos ausgedehnt.
Und starr und steinern sind die fahlen Züge,
Der Körper schlaff am Tische angelehnt.
Wie von des Mannes Mund im dumpfen Klange
Der Raum ertönt, ein „perd!" und „gagne!" erschallt,
Da beben sie zusamm', da zuckt die bleiche Wange,
Es windet sich empor die bebende Gestalt.
Paolo steht nun da, ein Bild in seinen Händen,
„Coeur-Dame!" ruft er, „sie, die mein Glück regiert!"
Die Karte fällt, und ohn' den Kopf zu wenden
Ruft tonlos der Banquier: „Coeur-Dame verliert!"
Und wieder ruft Paolo ohne Zagen:
„Coeur-Dame! Das Doppelte auf's Blatt!"
Die Formel tönt, das Blatt ist aufgeschlagen,
„Coeur-Dame verliert!" ruft Meister Nimmersatt.
Da flammt Paolo's Antlitz, der längst schon stets verloren,
Und auf das heut'ge Spiel die letzte Rettung setzt,
Es schwimmt vor seinen Augen, es klingt vor seinen Ohren,
Die Leidenschaft hat ganz ihn aufgehetzt.
Er wirft die Brieftasch' auf den Tisch, den grünen,
Und stöhnt die Worte kaum: „Double oder quitt!"
Der Mann zieht ab die Kart' mit unbewegten Mienen,
Und rufet wie zuvor: „Coeur-Dame verliert zum Dritt!"
Da wird in seinem Busen wach die ganze Meute
Von wilden Leidenschaften mit gewetztem Zahn,
Er setzt sein Gut, sein Haus, als letzte Beute,

Und ruft: „Auf Coeur=Dame!“ im wilden Fieberwahn.
Und leblos, athemlos steht Alles in der Runde,
Er selbst, erlosch’nen Blick’s, auf’s grüne Schlachtfeld stiert,
Und unter ihm erbebt der Tisch, der gleichsam wunde,
Da schlägt es an sein Ohr zum vierten Mal: „Coeur Dame verliert!“
Nun bricht er aus in eine gellendlaute Lache,
Die Hölle ist es, die aus wunder Brust ihm lacht,
Er stürzt hinaus, ihn faßt der wilde Drache,
Der auftaucht aus des Herzens sternenloser Nacht,
Der Drache, „Selbstmord,“ mit den Höllenklauen
Reißt ihn hinaus, hinweg zum frevelhaften Eigenmord.
Er stürmet fort, in seiner Hand ist noch zu schauen
Das Bild, das ihn verlockt mit doppelsinn’gem Wort!
Und wie er fortstürmt durch die fast schon öden Gassen,
Hemmt das Zigeunerweib schon wieder seinen Schritt,
„Ha!“ ruft er aus, „jetzt laß dich fassen,
Du Truggespenst so fahr zur Hölle mit!
Hier nimm sie hin, Coeur=Dame, die mich belogen,
Wie dein lügenhaft Orakel mich betrog,
Dies süße Antlitz hat mein Glück betrogen,
Weil es, wie dein Wort, ein falsches Glück mir log!“
Da wirft die Maske die Zigeunerhülle nieder,
Und steht vor ihm, ein Weib, im schönsten Jugendlicht,
In süßem Rythmus schwellen ihre Glieder,
Und Frühlingsglanz in ihrem Angesicht,
Und in dem holden Angesicht erkennt er wieder,
Daß seine „Coeur=Dame“ jetzt lebend tritt an’s Licht;
Und trunken steht er da, in ihren Blick verloren,
Und eine süße Wandlung geht durch seine Brust,
Er fühlt zum neuen Leben sich geboren,
Des Lebens Inhalt wird nun plötzlich ihm bewußt.
Sie aber tritt an ihn heran und spricht in süßer Milde:
„Ja, „Coeur Dame“ nur bestimme deines Lebens Glück,

Doch nicht Coeur=Dame im schaalen Kartenbilde,
Die gleißnerisch, verführerisch und voller Tück'!
Nein, „Coeur=Dame," die Dame, der im Herzen,
Durch Lieb' und Sehnsucht großes Weh' geschah,
Die dich geliebt schon lang im Herzen,
Und dich mit Weh im Lasterspiel gefangen sah,
Die dieß Mal nicht gescheut hat, dich zu retten
Aus dieser Hyder allverderblicher Gewalt,
An dich gebannt durch unnennbare Ketten,
Geschmiedet in des Liebesgottes Aufenthalt.
Denn Liebe hält allein des Glückes Bank im Leben,
Der Einsatz ist das Herz, die Treu' ist Croupier,
Die Dame, die ein Gott dem Herzen hat gegeben,
Sie ist das Herzblatt, auf dem des Lebens Summe steh'.
Von dem Moment, wo auf das Herzblatt eines Mannes
Ein Frauenbild sich magisch hingemalt,
Ist er gelös't vom Zauber jenes Bannes,
Hat er gemeinem Trieb die Schuld bezahlt,
Er ist geschützt von jedem Anfall böser Triebe,
Er ist gestählt in wilder Leidenschaften Streit,
Wenn ihm den Scheidebrief das Glück auch schriebe,
Er ist durch Liebesglück auf ewiglich gefeit;
Die Sinne haben ihre Macht an ihm verloren,
Des Zufalls Laune düstert seinen Himmel nicht,
Aus eig'ner Brust hat seine Sonnen er beschworen,
Sein Dasein ist ein blühendes Gedicht!
Denn Lieb' ist seines Herzensgartens Blüthe,
Denn Lieb' ist seines Herzblatts reiner Thau,
Denn Liebe wandelt um ihn im Gemüthe,
Wie Sternchen wandeln oben in des Himmels Blau;
Denn Liebe ist ein Baum voll blühender Gedanken,
Wie Bienen schwärmen Träume um ihn her,
Wer unter seinem Schatten wohnt, dem sanken,
Vom Liebesbaum Gefühle nieder, honigschwer;

Darum, wer wahrhaft liebt, der liebt ausschließlich,
Er liebt das Lieben selbst, so wie den Gegenstand;
Ihm scheinet keine and're Freude mehr genießlich,
Und keine and're Wonne hat vor ihm Bestand,
Und wer die „Coeur-Dame" lebendig hat gewonnen,
Sagt „va banque" jedem andern Spiel der Sonnen."

Die Beleuchtung des Himmels.

Als Gott mit seinem großen Schöpfer: „Werde"
Das Chaos aus dem Nichts hervorgebracht,
Und aus dem Nichts den Himmel und die Erde,
War alles noch umhüllt mit finst'rer Nacht.
Nicht Blatt und Blume war herausgebrochen,
Juwel und Steine blitzten strahlend nicht;
Bis Gott das höchste Schöpferwort gesprochen,
Das Offenbarungswort: „Es werde Licht!" —
Es ist das Licht des Daseins weiße Rose,
Die an der Brust der ganzen Schöpfung steckt,
Sie ist so rein, so makellos, so dornenlose,
Ihr Blatt ist lilienrein und unbefleckt.
Es ist das Licht die Muttermilch der Seele,
An der sie stark an Geist und Sinn sich trinkt,
Es ist das Licht die Thräne im Juwele,
Die freudeblitzend durch das Weltall dringt,
Es ist das Licht das Wiegenband der Geister,
Die aus dem Grubenschacht des Geistes tief
Der unnennbare Herr, der unsichtbare Meister,
Zu Herr'n der Welt in's dunkle Leben rief.
Es ist das Licht der Stammbaum der Gedanken,
Es hängt so Blüth' als Frucht an seinem weißen Ast,
Die Zweige biegen sich, die Aeste schwanken,
Ob ihrer gottgefüllten Geisteslast,
Und nicht vom Baum des Lichts ward es gesprochen:
Du sollst nicht pflücken seine reizend süße Frucht,
Das Licht, es fällt herab, das Licht wird nicht
gebrochen,

Und wem das Licht bestimmt, dem kömmt es ungesucht. —
Und weil das Licht mit seinem Wunderscheine
Das Höchste ist, was Gott der Welt gewährt,
D'rum hat er auch zum wundervollen Schreine
Für dieses Licht ein Kleinod uns bescheert:
Es ist das Aug', die kleine Wunderschale,
Mit seidnem Deckel zart und sanft bedeckt,
Da wohnt das Licht mit seinem süßen Strahle,
Da wohnt es sicher, heilig, unbefleckt,
Und mit dem Lichte zogen alle schönen Triebe
Der höhern Welt in's Menschenauge ein.
Und weil im Aug' wohnt Licht, wohnt auch die Liebe,
Und weil im Aug' wohnt Licht, ist auch ein Stern sein,
Und weil im Aug' ist Licht, ist auch im Aug' die Klarheit,
Die widerstrahlt das eingesog'ne Bild,
Und weil im Aug' ist Licht, ist auch im Aug' die Wahrheit,
Die in dem off'nen Blick als Schrift und Siegel gilt,
Und weil im Aug' ist Licht, ist auch im Aug' die Scene,
Vom schönsten Schauspiel, das ein Auge je geseh'n,
Denn weil im Aug' ist Licht, ist auch im Aug' die Thräne,
In welcher Gluth und Fluth vom reinsten Himmel steh'n.
Und weil die Strahlen des Lichtes, des süßen,
So lieblich uns füllen das Aug' und die Brust,
D'rum ist das Licht erkoren zu empfangen und zu grüßen,
Bei jeder Freude und bei jeder Herzenslust.
Wo man sich freut, wird das Licht mit seinen Farben
Geboten als des Festes allerhöchster Glanz.
Es binden sich des Lichtes Strahlengarben
Mit Sinn und Lieblichkeit zum Feuerglanz.
Wenn Abends spät der Tag nach seiner Segensreise
Beschließt der Wand'rung folgenreichen Lauf,
Dann steckt der Himmel auch in froher Festesweise,
Beleuchtend seine Sternenkerzen alle auf.
Und an der großen blauen Triumphpforte

Entbrennen Candelaber sonder Zahl und End',
Sie sagen mehr als Sinnspruch, Vers und Worte,
Devisen, Bilderkram und Transparent.
Und wenn der Tag den Umlauf hat beendet,
Die Stunden seines Reichs mit Segen ausgefüllt,
Wenn er den Blick sodann im Geist nach oben wendet,
Wird die Beleuchtung Gottes symbolisch ihm enthüllt.
In hellen Strahlen und in reinen Flammen
Erglüh'n als Inschrift und als Huldigung
Die Sternenbilder alle dort zusammen,
In sinniger und passender Vereinigung.
Der Adler erst! Es leuchtet sein Gefieder,
Er spreizt die Schwingen aus zum hohen Flug,
Es ist der Aar, der sonnennahbar wieder,
Der seinen Weg zum höchsten Aether trug,
Der Adler ist's, der stark hervorgegangen
Aus einer Zeit, die rasend war und blind und taub
Denn für den Adler gibt es keine Schlangen,
Und für die Sonnenbahn gibt's keinen Staub.
Der Lowe dann, mit seiner Strahlenmähne,
Das Feuerauge auf die Erde ausgespannt,
Voll Großmuth bald vergessend das Gescheh'ne,
Geht er mit Liebesschritten durch sein weites Land.
Die Zwillinge ihr Farbenspiel auch bringen,
Mit Doppelstrahlen ist ihr schönes Bild umlaubt;
Wie schön ist es, wenn Kraft und Milde sich umschlingen,
Als Zwillingsstrahl für ein gekröntes Haupt!
Da strahlt ein Sternbild hoch, es ist der Becher,
Gefüllt mit Dankesthränen ist er ganz allein.
Mit Rührung hebt ihn hoch empor der Zecher:
„Hoch leb' der Winzer, der gepreßt hat solchen Wein!"
Die Wage glüht, es brennen die Gewichte,
Die Schalen schwanken, die Zunge bebt,
Doch Gnade sitzt verzeihend zu Gerichte,

Die Schale der Erbarmung siegend abwärts schwebt,
Die Lyra auch sieht man ihr Licht verbreiten,
Sie strahlt im eig'nen Glanz, er geht von ihr nur aus,
Ein unsichtbarer Finger greift in ihre Saiten,
Und lockt des Liedes vollsten Ton heraus.
Denn Saiten hat nicht blos allein der Bogen,
Die Lyra hat auch ihre Saitenschnur,
Von jener kömmt der Pfeil in's Herz geflogen,
Von diesem kömmt der Balsam für des Pfades Spur.
Ein Sternbild aber glüht im Glanz wie immer,
In niegeseh'nen Strahlen steht es wunderbar,
Die Jungfrau ist's, sie blüht im Wunderschimmer,
Ein Diadem schmückt ihr golden blitzend Haar,
Die hohe Stirn strahlt, als ob Aurore
Mit ihrem ersten Morgenlächeln sie begrüßt,
Die Augen glänzen ihr wie Meteore,
Die Wangen glühen, wie von Eos wach geküßt.
Wollt ihr den Erdennamen dieser Jungfrau kennen?
Sie heißt: „Versöhnung!" Welch' edle Seele kennt sie nicht?
So lange Sterne steh'n, so lange Sonnen brennen,
So lange steht sie vor uns da im Himmelslicht.
Das Menschenherz ist räthselhaft gebunden,
Mit vielen Blättern ist's ein wunderbares Buch,
Geschrieben ist's mit lichten und mit schwarzen Stunden,
Geschrieben ist's mit Segen und mit Fluch.
Es haben in ihm Engel und Dämonen
Sich eingezeichnet sonder Rang und Wahl,
Mit gold'nen Sprüchen, die im Lichte wohnen,
Mit bösen Zeilen aus dem Reich der Qual.
Was sich zum Guten, was sich zum Bösen eignet,
Was uns zum Himmel, was uns zur Hölle schickt,
Sie haben auf die Herzensblätter sich gezeichnet,
Sie haben auf die Herzensblätter sich gestickt.
Und wie der Sturm der Brust in diesem Buche blättert,

Schlägt er die Blätter wild und tobend hin und her,
Bald ist das Herz voll Himmel, bald ist es entgöttert,
Bald ist's vom Bösen voll, bald ist's vom Bösen leer!
Doch hat des Himmels ewig milde Waltung,
Doch hat der weise Lenker dieser Wunderwelt
Das Menschenherz und seine freie Schaltung
Dem Menschen selber hier anheim gestellt,
Daß selber er sei Herr und Zaubermeister
Von seines Herzens dunklem Zauberbuch,
Daß er zu bannen wiss' die finstern Geister,
Daß er den Geist des Lichts zu halten such',
Daß mit den schönsten Sprüchen er die Seiten ziere,
Mit Wundersprüchen zart und mild und wundersam,
Daß er die Runenschrift des Bösen ausradire,
Und schaffe fort des Dämons blut'ges Monogramm,
Denn böse Triebe sind nur ungebet'ne Gäste
Im Herzen, das von Gott geschaffen hell und rein,
Sie sind die Störer nur bei jedem Liebesfeste,
Sie schleichen durch die unbewachte Brust sich ein.
Zum Guten ist das Herz des Menschen auserkoren,
Kommt rein und licht aus Gottes Schöpferhand.
Als Neger wird kein Menschenherz geboren,
Die Lebenssonne nur hat es oft schwarz gebrannt!
Denn Liebe steht im gold'nen Herzensbuche
Als Anfangsbuchstab groß und schön gemalt
Auf welchem Blatt man auch zu lesen suche,
Der Buchstab ist es, der am hellsten strahlt!
Der Glaube dann, der Witwensitz der Seele,
Wenn sich sein Glück zu Grab gelegt,
Die Hoffnung dann, des Lebens holde Philomele,
Die g'rad in finst'rer Stund' die schönsten Lieder schlägt!
Das Mitleid auch, des Herzens Trauerweide,
Die an dem Bach der Thränen sinnend steht,
Das Haar gelöś't von Gram und stillem Leide,

Aus deren Zweigen Trost und stille Wehmuth weht!
Doch die Versöhnung bleibt die himmlischste Devise,
Die Gott auf's Herzblatt jedes Mannes schrieb,
Sie war's die auf der Flucht vom Paradiese
Als Heimatsschein des Himmels bei ihm blieb.
Ihr Auge schwimmt im Glanz der lieblichsten Beleuchtung,
Im Glanz der Thräne, die so rührend niederquillt.
Versöhnung ist der Stern, den Engel angezündet,
Wenn heim der Menschheit Genius wieder kehrt,
Nach seiner Göttersendung fröhlich dann verkündet,
Daß er dem Irrenden Verzeihung hat gewährt.
Und alle andern Sterne in hoher Freude beben,
Und schließen um die Jungfrau einen Strahlenkreis,
Und ihre lichtgestickte Inschrift heißt: Vergeben
Ist aller Herzen, aller Kronen allerhöchster Preis!

„Eine brennende Frage, welche nur ein hochverehrtes Publikum zu löschen im Stande ist,“

oder:

Für wieviel wohlthätige und Armen-Anstalten lies't ein deutscher Schriftsteller, wenn er einmal für sich selbst lies't?

Es gibt nur eine brennende Frage, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die brennheiße Frage: „Wo nimmt man Geld her?“

Diese Feuer-Frage kann auch nur durch ein Löschungsmittel gelöscht werden: durch Pumpen!

Täglich mehren sich die brennenden Fragen, aber immer seltener werden die Pumper.

Wir haben eine Geld-Klemme und eine Pump-Klemme. Die kleinen Pump-Brunnen sind ganz wasserklein, nur die großen geben noch ein paar Tropfen. Wir glauben immer, der große Schiller hat den großen Pump-Brunnen gemeint, als er sein Räthsel schrieb:

„Zwei Eimer sieht man auf und ab
In einen Brunnen steigen.“

Die zwei Eimer sind die Gebrüder Rothschild!

Diese Pumperei ist eine europäische Pumperei ohne Unterschied des Ranges, der Person und des Glaubens; ja die Türken selbst gehen schon in die Pumper-Metten!

Die Maschinen dieser Pumpen sind verschieden, die gewöhnlichen Pumpen sind so beschaffen: Einer zieht beständig und der Andere, der d'runter kömmt, ist begossen. Die großen Pumpmaschinen sind schon mit Hochdruck.

Was ist Geld? Die Philosophen sagen: Das Geld ist eine Idee. Fragt man die Philosophen: Haben Sie Geld? so sagen sie: keine Idee! Also ein Philosoph ist ein Mensch, der kein Geld und keine Idee hat! Unsere jungen Männer denken auch, das Geld ist eine Idee, darum suchen sie zur Heirath nur ein Ideal! Nach der Hochzeit schlägt der Mann ihre Idee durch und von seinem Ideal bleibt nichts als das Material.

Mit den Geldsorten geht es wie mit den Menschen überhaupt, die guten liegen schon in der Erde.

Sie werden sich wundern, m. f. H. u. H., daß ich mich so lange bei dem „Geld“ aufgehalten, aber es geschieht nur, um das Geld zu beschämen, weil es sich bei mir gar nicht aufhält.

Die Schriftsteller gehen mit dem Geld um wie mit ihren Schriften, sie können beide nicht im Kasten behalten, gleich veranstalten sie eine Ausgabe.

Einem witzigen Schriftsteller besonders geht's mit dem Witz wie mit dem Geld; er kann keinen Groschen Geld unterdrücken, gleich muß er unter die Leut'; und blutfremde Leute geben Beide für die ihrigen aus. Ein witziger Schriftsteller muß mit seinem Witz umgehen wie mit zwei Dienstboten: Einmal erlaubt er dem *Geld* *auszugehen*, ein andermal erlaubt er dem *Witz* auszugehen, er wär' geliefert, wenn ihm alle Beide auf ein Mal ausgingen.

Aber der Witz ist ein viel honetterer Mensch als das Geld. Wieviel Mal ist mir schon das Geld ausgegangen, und nicht ein einziges Mal ist es wieder zu mir heimgekommen! Da ist der Witz ein anderer Kerl, wie oft ist heut' ein Witz von mir ausgegangen und ist mir nach vier W.chen kurios *heimgekommen*; aber sonderbar, mein Logis hat er nie wieder gefunden, immer hat er mich in einem andern Logis getroffen! —

Jeder Mensch, m. f. H. u. H., ist geboren mit dem Talente, sich Geld zu machen, die armen Leute das sind blos *unterdrückte Talente*!

Der Mensch kömmt zu Geld, er weiß oft nicht wie, er kömmt zu Witz, er weiß oft nicht wie.

Wenn Sie mir, m. f. H. u. H, erlauben, werde ich Ihnen erzählen, wie ich zu so viel Geld und zu so viel Witz gekommen bin.

Ich bitte demüthigst um Entschuldigung, daß ich von mir spreche; allein das ist das Unverfäng-

lichste, was man thun kann, man soll jetzt von Nichts und von Niemand sprechen.

Aber eigentlich soll man auch von sich nicht sprechen, denn sagt man etwas Gutes von sich, so glauben's die Leute nicht, und sagt man was Schlechtes von sich, so sagen die Leut': „Das haben wir schon gewußt!"

Ich für meine Person habe an und für mich gar keinen Anspruch auf das Reich des Witzes, allein ich habe in Preßburg einen witzigen Großvater gehabt, der gestorben ist, und da fiel mir ein: mein Großvater war ein Witzkopf, er ist aber längst gestorben, folglich bin ich jetzt ein großer Witzkopf! —

Meine humoristische Geldunterhaltung mit meinem Großvater, als er noch lebte, begann also:

Als ich in meinem zwölften Jahre Ungarn verließ und nach Prag ging, konnte ich nicht deutsch lesen und schreiben; Sie sehen, „was Hänschen nicht lernt, holt Hans nicht mehr ein!" Aber ich war darauf erpicht, lesen und schreiben zu lernen, damals glaubte ich noch, ich werde es einmal später brauchen können.

Als ich von meinem Großvater Abschied nahm, sagte er: „Das erste Schreiben, das ich von Dir sehen werde, wird mir lieber sein als hundert Gulden."

In kurzer Zeit schrieb ich an ihn: „Lieber Großvater, schicken Sie mir die bewußten hundert Gulden, was d'rüber ist, schenken Sie einem Armen!"

Das schrieb ich ihm vergebens 10, 12 Mal.

Nach einigen Tagen wurde ich zum Banquier Przibram gerufen: mein Großvater hat mir hundert Gulden angewiesen. Mit diesen hundert Gulden schrieb er mir: „Dein Schreiben, lieber Enkel hab' ich erhalten, Deine Schrift gefreut mich sehr, aber Dein Styl gefällt mir nicht; ich bin ein einfacher Mensch, Dein Styl aber kömmt mir zu hoch-deutsch vor!"

Hundert Gulden! Hundert Gulden Zwanziger! Ja, es gibt noch große Erinnerungen!

Soll ich Ihnen die Lebensgeschichte dieser hundert Gulden erzählen? Sie ist kurz: im Anfang war nichts! dann war Chaos, dann wurden hundert Gulden, und es ward Abend und es ward Morgen und dann war gleich wieder — nichts!

Nach einigen Tagen wurde ich wieder zum Herrn Przibram gerufen; mein Großvater hat mir wieder hundert Gulden angewiesen!! Die hundet Gulden blieben mir ein Räthsel, aber schon am Morgen war ich enträthselt.

Nach einigen Tagen erhielt ich ein Schreiben von meinem Großvater: es sei ein Irrthum geschehen, sein Comptoir habe die hundert Gulden doppelt angewiesen, ich möchte ihm also die hundert Gulden zurückschicken

Aus Privatgründen war ich gehindert, diese Zurückschickung in Ausübung zu setzten. Mein Großvater

schrieb mir zehn Mal um diese hundert Gulden! Ich hüllte mich in ein geheimnißvolles Schweigen! Endlich schrieb er mir: „Ich verzichte schon auf die hundert Gulden, aber warum schriebst Du mir auf zehn Briefe keine Antwort, Du bist doch gesund, wirst Dir an den zweihundert Gulden nicht den Magen verdorben haben!"

Darauf antwortete ich ihm: „Lieber Großvater! Warum ich Ihnen auf die zehn bewußten Briefe keine Antwort schrieb? Damit Sie auch einmal erfahren, wie es schmeckt, wenn man zehn Mal um hundert Gulden schreibt, und keine bekömmt!"

Nach vielen Jahren ist dann mein Großvater gestorben und ich hab' mich in den Besitz des Witzreiches gesetzt, ohne ein anderes Recht dazu zu haben, als daß mein Großvater ein großer Witzkopf war.

Nun bin ich in einer großen Klemme; soll ich dieses Reich weiter fortregieren? Dazu muß ich das hochverehrte Publikum abstimmen lassen!

Wie aber soll ich das anfangen?

Durch Stimmenmehrheit? Da fürchte ich wieder, es sind viele Ehemänner mit ihrer theuren Hälfte da, die Männer haben wohl „Sitz," aber keine „Stimme." Aber es nützt nichts, es handelt sich um die Fortdauer meines Witz-Reichs, und da muß ich Sie demüthigst bitten, alle Schüchternheit bei Seite zu legen und folgendermaßen durch „oui" oder „non" mit Ihren allgemeinen Nationalwillen kund zu geben.

Sie, m. f. H. u. H., haben drei freie Wahlen:

1. Auf keinen Fall dürfen Sie „non!" sagen.

2. Wenn Sie schweigen, können Sie inwendig „non" sagen.

3. Wenn Sie aber denken, es ist besser, daß das Reich des Witzes von Dem regiert wird, den wir schon kennen, es könnte ein Anderer kommen, der das Reich des unruhigen und ewigwandelnden Witzes ganz jedem Witzproletarier preisgäbe, wir wollen Dich also haben, selbst um den Preis von schlechtem Witz, dann sagen Sie gefälligst, mit eben so viel Bangen und Resignation wie am Traualtar, Ihr süßes, jungfräuliches: „Oui!"

Dafür, m. f. H. u. H., verspreche ich dankbar und feierlich, durch mich wird der europäische Friede nicht gestört.

Wenn Sie mir nur noch eine schöne Civil-Liste anlegen, dann will ich blos meine innern Angelegenheiten friedlich arrangiren, und die Menschen und die Leidenschaften in mir selbst zur auserlesensten Tugend zusammenregieren.

Denn, glauben Sie mir, m. f. H. u. H., in jedem Menschen stecken alle Menschen, aber nur selten — ein wahrer Mensch. Jeder Mensch ist ein allgemeiner „Handels- und Gewerb-Schematismus." Geht der Mensch vor einem Hausbau vorbei, da steckt der Baumeister den Kopf heraus und raisonnirt darüber. Geht er an einem Kranken vorbei, so steckt

der Arzt den Kopf heraus und schlägt ihm ein Mittel vor; hört er von einem Prozeß, steckt der Advocat den Kopf heraus und sagt: da wüßte ich einen feinen Kniff! Geht er beim Finanz-Ministerium vorbei, so steckt der Financier den Kopf heraus und sagt: ich wüßte aber ein Project! Geht er an einem Ehemann vorbei, der eine schöne Frau hat, so steckt der Hausfreund den Kopf heraus, und schlägt den Mann freundlich auf die Schulter; den Esel schlägt man, die Frau meint man. Geht er an einem Großen vorüber, so steckt der Servile den Kopf heraus und sagt: Ihr ergebenster Knecht u. s. w., u. s. w.

Wenn man aber dem Menschen, in dem alle Menschen stecken, an das Herz schlägt, da steckt gar kein Mensch den Kopf heraus!

In einem deutschen Schriftsteller, m. f. H. u. H., stecken auch nicht nur Menschen und alle Unmenschen, sondern obendrein auch noch eine Menge Armen- und Wohlthätigkeits-Anstalten! Man sieht's so einem magern dünnen Schriftsteller gar nicht an, was für eine Menge Quartiere in ihm zu vergeben sind.

Mancher Schriftsteller könnte einen Zettel an sich heraushängen: „Hier ist der ganze leere erste Stock zu vermiethen.“

In einem Humoristen und Schriftsteller überhaupt wohnen zuerst die neun Musen, durch deren Barmherzigkeit er sich zur Noth erhält, er hat also

in sich das „Institut der barmherzigen Schwestern.“ Ein Humorist muß hören und stumm sein, also in ihm ist auch das „Taubstummen-Institut.“ Die Liebe ist blind, in einem Dichter wohnen immer ein Dutzend Lieben, also ist in ihm auch ein „Blinden-Institut.“ Der Dichter denkt: „das ist witzig“ und irrt sich, er denkt sich, das Buch erlebt die zweite Auflage und irrt sich, er denkt, man wird's lesen und irrt sich, es ist in ihm also auch eine „Irren-Anstalt.“ In den größeren Dichtern, Schiller, Goethe, an deren Gesängen die Leidenden Trost finden und die Gebeugten sich aufrichten, ist auch eine „Heil-Anstalt für Gemüthskranke;“ in andern Dichtern, welche die jungen Ideen von fremden annehmen und wie die eigenen erziehen, liegt auch eine „Säuglings-Bewahranstalt;“ in andern armen Dichtern errichtet das Silber, welches ihre Saiten austönen, zusammen mit dem Gold der „Morgenstunde“ eine „wechselseitige Capital- und Renten-Versicherungs-Anstalt“ und in wieder andern wohnt sogar eine „Anstalt für entlassene Sträflinge!“

Sie sehen also, m. f. H. u. H., für welche Massen von wohlthätigen Anstalten ein Schriftsteller ein Concert gibt, wenn er's für sich gibt.

Ach, die gute Wohlthätigkeit! diese edle Himmelstochter, was muß die nicht Alles verantworten! und was hat sie nicht Alles zu leiden und zu dulden! Wo ein schlechter Dichter ein schlechtes Werk geschrieben,

wird's zum Besten der Wohlthätigkeit gedruckt! Wo ein Componist ein Faß voll schlechter Noten in die Welt rollen lassen will, muß die Wohlthätigkeit die elende Composition aufführen lassen! kurz, wo nur was Albernes und Obscures sich der Welt aufdringen will, muß die arme Wohlthätigkeit Gelegenheitsmacherin sein! Wenn die gute Wohlthätigkeit das Alles selbst lies't und hört, was ihr gewidmet wird, so ist es kein Wunder, daß sie sich bald ganz und gar von der Erde zurückziehen wird.

Die Wohlthätigkeit ist da die göttlichste Blume, wo sie mit natürlichem, reifem Stengel im wohlthätigen Herzen blüht, aber sie täuscht oft, es ist oft nur oben das aufgeplatzte Geblätter auf dem Draht der Eitelkeit, die auf, aber nicht im Herzen wurzelt; und leider ist sie nicht selten anstatt der Duft der Seele, nichts als der Dünger des Eigennutzes!

Wir armen Recensenten, wir sollen nun alles das Elende, all' diesen Abhub von schlechten Talenten loben, weil es unter dem prunkenden Mantel der Wohlthätigkeit, oder unter der gleißenden Aegide des falschen Patriotismus erscheint!!!

Aber wir Recensenten loben es doch, weil wir Recensenten überhaupt gute Herzen haben! Und man verkennt uns zarte Wesen noch!

O, nicht nur die armen Recensenten, sondern die Armen alle überhaupt haben gute Herzen.

Das Sprichwort sagt ja: Alle armen Leute haben gute Herzen.

Wissen Sie, m. f. H. u. H., woher das kömmt, daß die armen Leute gute Herzen haben?

Wenn Sie mir erlauben, erzähle ich Ihnen, woher das kömmt.

Einst stellten sich vier curiose Personen zu einer Reise zusammen, nämlich: die Wahrheit, die Lüge, die Migraine und das gute Herz. Sie nahmen ihre Heimatsscheine; die Wahrheit vom Licht, die Lüge von der Finsterniß, die Migraine von der Atmosphäre und das gute Herz von der Wohlthätigkeit.

So reis'ten sie ab, erreichten eine Stadt und suchten Quartier, jedes für sich.

Sie versuchten ihr Heil. Die Wahrheit ging durch die Stadt, sah über einer Thüre ein Schild mit goldenen Buchstaben:

„Zeitungs-Redaction!"

Ah! dachte die Wahrheit, da werd' ich willkommen sein! Sie tritt ein; man kömmt ihr freundlich entgegen: „Wollen Sie etwas inseriren lassen? Die Petitzeile 10 Kreuzer, drei Mal 16 Kreuzer."

Die Wahrheit sagt: „O, nein, ich möchte bei Ihnen um ein bescheidenes Unterkommen bitten!"

„Es thut mir leid" sagt der Redacteur, „wir haben für Sie keinen Platz, wir sind so übersetzt!"

Die Wahrheit versucht's weiter und spricht:

„Ich spreche alle Sprachen, was ich schreibe ist einfach, aber es hat eine unglaubliche Gewalt!"

„O," sagt der Redacteur, „wir können die Wahrheit zu nichts brauchen, als bei einem Artikel, zum letzten Artikel": „bei den angekommenen Fremden!"

Die Wahrheit lächelt satyrisch, empfiehlt sich und spricht: „Wohlan, Herr Redacteur, setzen sie morgen unter ihren „abgereisten Fremden": die Wahrheit!"

Indessen ist die Lüge ihrerseits gegangen Quartier zu suchen. In den Straßen lief ihr Alles nach, Jeder riß sich um sie, der Eine sagte: „Komm' zu mir, ich brauch' Dich heute zu einer Abendgesellschaft!" Der Andere sagte: „Komm' mit mir, ich muß eine Correspondenz-Nachricht für auswärtige Blätter schreiben." Der Dritte sagte: „Mit mir komm'! Ich brauch' eine falsche Nachricht für die Börse!"

Kurz, die arme Lüge wurde bald erdrückt. In diesem Zustand fand sie die Wahrheit, die sagte ihr: „Ich weiß ein ruhiges und sicheres Quartier für Dich, dort bei der Zeitungs-Redaction" Die Lüge ging hin, und wahrscheinlich ist sie dort geblieben.

Die arme Wahrheit aber klopfte an jedes Haus, an jede Thüre, fand nirgends Einlaß; so ging sie bis zum andern Stadtthor hinaus, da war der „Friedhof." Ach, dachte sie, so wird vielleicht ein

Platz da für mich sein. Aber sie täuschte sich! Da stand z. B. auf einem Leichenstein, den eine Frau ihrem Mann setzte: „Er ist heimgegangen in Frieden!" und das ist doch nicht wahr! So oft der Mann heimgegangen ist, ist er stets „in Krieg" gegangen! Auf einen anderen Grabstein setzte eine Frau: „Er wartet hier auf ein besseres Leben, mein Schmerz ist stumm!" und auch das ist grad verkehrt: „Sein Schmerz ist stumm, und sie wartet hier auf ein besseres Leben!"

Die Wahrheit fand auch da kein Unterkommen, und so, m. s. H. u. H., wandelt sie noch heute obdachlos herum, wenn Sie ihr ein gutes Quartier wissen, würden Sie in Wahrheit ein gutes Werk thun.

Den andern beiden, der „Migraine" und dem „guten Herzen," ging's eben so. —

Die Migraine kam mit einem Bischen Schauer zu einem blutarmen Mann, als der das erste Bischen Schauer verspürt, steht er auf und hackt Holz, sägt Holz, und arbeitet, plagte die Migraine wie ein Thier, um sie in Schweiß zu bringen, die Migraine kann's bei dem armen Mann nicht aushalten; entflieht, schwört, nie zu ihm zurückzukommen, und geht und probirt's bei einem vornehmen Mann. Kaum der vornehme Mann die Migraine kommen sieht, läßt er ihr ein üppig Bett machen, läßt ihr Thee anbieten, Riechwasser, traktirt sie mit Compot und edlen Früchten, kurz, die Migraine wurde so bewirthet,

daß sie dankbar sagte: „Bei den vornehmen Leuten bleib' ich schon!"

Während der Zeit ist das gute Herz bei einem reichen Wucherer eingekehrt. Bei dem Mann hatte das gute Herz eine qualvolle Existenz. Wenn Jemand Anderer ein gutes Geschäft machte, gab es ihm einen Stich in's Herz; wenn Jemand Geld zu geringen Procenten auslieh, zerriß es ihm das Herz; wenn Jemand glücklich wurde, kehrte es ihm das Herz um; kurz, das gute Herz konnte es bei dem reichen Wucherer nicht aushalten, lief davon und sagte: „Nun probir' ich's grad' bei einem armen Teufel!" Bei dem armen Teufel hatte das gute Herz, was es nur haben wollte! Wenn Jemand in der Nachbarschaft ein Unglück traf, war der arme Teufel gleich bereit zu helfen; wenn Jemand in Leid und Thränen ausbrach, der arme Mann fühlte Mitleid; wenn Jemand weinte und klagte, so weinte und klagte der arme Teufel mit; wenn Jemand glücklich wurde, freute sich der arme Mann mit, kurz, er lud sein Herz überall ein, überall mußte sein Herz Theil nehmen an Anderer Leid und Freud; da sagte das gute Herz: „Ich bleib' einmal bei den armen Leuten! Die haben zwar nichts, aber sie sagen doch gefühlvoll: „Herz, was begehrst Du?" Seitdem, m. f. H. u. H., haben die Armen das gute Herz, und wo Jemand weint, weinen die armen Leute mit, ihre Augen stets voll Thränen, denn die Thränen, von welchen ihre

Augen überfließen, sie sind der einzige Ueberfluß der Armen!

Daß aber alle armen Leute wirklich gute Herzen besitzen, werde ich die Ehre haben, Ihnen an mir selbst zu beweisen. Ich bin nämlich so frei bei meiner geistigen Armuth, Ihnen aus gutem Herzen zum Beschluß einen winzigen Weihnachtsbaum mit kleinen, bunten Gedanken-Lichtlein und Fragen Bonbons anzuzünden, vielleicht ergötzt das Eine oder das Andere Sie mit seinem Bischen Glitzern.

1.

Liebe, Glaube, Hoffnung
Sind heilige drei Könige,
Denn höhere und edlere
Gibt's im Leben wenige!
Triffst Du sie in Deinem Herzen an
Dann geht Dir stets ein Stern voran;
Dann wandle ruhig weiter
Durch finst're Nacht doch heiter,
Dieweil Du liebst, so mußt Du suchen
Und weil Du hoff'st, mußt Du's ergründen,
Und weil Du's glaubst in Frommheit
Mußt Du den Erlöser finden!

2.

Wie hieß das erste „Börsen-Gesetz" und wer gab es? —

Das erste Börsen-Gesetz gab Moses, und es hieß: Du sollst nicht stehlen!

3

Der Mensch mit seinen Gliedmaßen kann Alles im Leben sein. Mit herabhängenden Armen ist er eine Trauerweide; mit einem Arm ausgestreckt, ist er ein Wegweiser; mit den Armen über das Haupt emporgestreckt, eine Tranchirgabel; die Arme in die Seite gestemmt, ein Henkelkrug zum Anfassen; mit beiden Armen rechts und links ausgestreckt, ein Kreuz, das Zeichen der heiligen Liebe, die Liebe die Menschheit an's blutende Herz zu drücken.

4.

Die Thränen, welche die Frauen im Theater vergießen, sind Denuncianten, sie denunciren die heimlichen Mißhandlungen der Ehemänner.

5.

Wie entstand das Sternbild: die Jungfrau!? —

Ein weibliches Herz, das unvermählt, einsam sein leider verkanntes Leben unter dem Herzgitter vertrauert, allein geweint, allein gelitten, von dem bittern Hohn der Menschen langsam gefoltert, kam und brachte dem Schöpfer eine „Rose" mit und die Rose sprach für die Verstummte: „Mich hat der Westwind gepflegt, der Südwind entfalten, der Ostwind gebleicht und der Abendwind hat mich welk gemacht und getrocknet, aber ich komme als reine Rose, Niemand hat mich gepflückt und Niemand geknickt!"

Da nahm der Himmel die Abgeschiedene bei der Hand und sagte: „Du sollst an meinem Himmel glänzen als Sternbild: Die Jungfrau!"

6.

Jeder Mann liebt nur ein Mal im Leben! Wer's anders sagt, verleumdet die Männer! Er liebt nur ein Mal! Wenn er dann aufhört zu lieben, ruft er aus: „So! das ist jetzt ein ganz anderes Leben!" Dann in diesem seinen andern Leben liebt er wieder nur einmal in seinem Leben! Und so immer fort. Aber nur immer ein Mal im Leben!

7.

Der Mensch thut von Allem dem nichts, wozu er bestimmt ist. Er soll im Schweiße seines Angesichtes sein Brot essen, und darum ißt er erstens kein Brot, sondern Semmel, und dann ißt er es nicht im Schweiße seines Angesichts, sondern im Schweiße des andern Angesichts; — „Er soll sie beherrschen" und sie beherrscht ihn; — er soll Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hängen, und wenn man alle Anhängsel der Weiber nachsieht, hängt Alles dabei, nur ihr Mann nicht; und endlich heißt's: Und der Mensch soll aufrecht gehen, und der Mensch geht doch immer auf — Unrecht!

8.

Es gibt jetzt viele Curpfuscher. Wer ist der größte Curpfuscher?

— Der einem schönen Mädchen zwei Jahre lang glücklich die Cour macht und endlich die ganze Cour verpfuscht und sie heiratet.

9.

Spanien ist dadurch arm geworden, daß es das reiche Indien entdeckt hat. Das menschliche Herz ist oft ein solches Spanien, es steht am Ende als Bettler da, weil es zu viel Reichthum an Liebe, Großmuth und Mitgefühl in sich entdeckt hat!

10.

Warum sind alle Hazardspiele verboten, nur das Heiraten nicht?

Weil man weiß, beide Spieler werden Einer dem Andern bald gerne das Herz zurückgeben, welches sie von einander gewonnen haben.

11.

Durch nichts sind so viele Menschen schon krank geworden als durch Gesundheittrinken.

12.

Welche ist die einzige, wahre und glücklichmachende Freiheit? —

Welches ist des Menschen beste Freiheit,
Möchtet Ihr wohl gerne wissen! —
Ist's die Freiheit des Volkes?
Die hat stets die Völker zerrissen!
Ist's die Freiheit der Lehre?
Die brachte stets Irrthum statt Wissen.
Ist's die Freiheit des Denkens?
Die spielt stets mit wurmigen Nüssen!
Ist's die Freiheit der Presse?
Die hat stets selbst sich zu Tode gebissen!
Ist's die Freiheit der Frauen?
Die war stets nur der Frechheit beflissen!
Ist's die Freiheit der Bühne?
Die hat stets im Schmutz getaucht die Coulissen!
— Es gibt nur eine Freiheit,
Die man nicht leicht kann vermissen,
Die allein für die Menschen ist:
Die Freiheit im freien Gewissen.

13.

Nur zwei Nationen haben vorzugsweise „Humor": die Engländer und die Deutschen; aber sie unterscheiden sich in ihrem Humor wie in ihrem Rindfleisch. Der englische Humorist gibt seinen Humor als Roastbeef her, tüchtig und massig, halbgar und doch schmackhaft gebraten. Der Deutsche hingegen steckt seinen Humor als Rindfleisch erst in einen großen Topf Wasser, und kocht eine Schüssel voll schwacher Suppe heraus, dann erst richtet er das halbgekochte Rindfleisch an, und nicht selten hackt er den Ueberrest noch zu „Lumpenstrudeln!"

14.

Warum fangen so manche Männer erst im höheren Alter an, recht verliebt zu werden?

— Weil ihre Herzen wie gute Keller sind, im Sommer sind sie kühl und erst im Winter werden sie warm!

15.

O, Menschenkind, schau' nur den Obstbaum an,
Und nach ihm richte Dein Leben sodann,
Grad' wenn Du was b i s t und wenn du was h a st,
Und wenn von Früchten schwer ist Dein Ast,
Dann neig' Dich und laß' Deinen Ast sich bücken.
Auf daß die Menschen unten le chter sie pflücken!

16.

Wie unterscheiden sich die Männer von den Frauen in der Weise, wenn sie aufhören zu lieben?

— Der Mann, wenn er einem Frauenzimmer sein Herz voll mit Liebe geschenkt hat und sie hat endlich das Herz ausgetrunken, so bricht er ab und sagt gar nicht: „Gib mir mein leeres Herz zürück;" ein Frauenzimmer, wenn es einem Manne ihre volle Herzflasche geschenkt hat und er hat sie leer getrunken, so fordert sie beim Abbrechen immer die „leere Flasche" zurück!

17.

Was sind die vielen Nordlichter, die man jetzt sieht, für Geschöpfe? —

— Das sind lauter Actionäre auf Nordbahn, die leuchten und glänzen beim Steigen.

18.

In was sind die „Freiheit" und die „Cholera" gleich und inwieferne sind die „Freiheit" und die „Cholera" verschieden?

— Gleich sind sie darin, daß über beide unendlich viel geschrieben worden ist und doch hat noch kein Mensch ihren wahren Charakter erkannt; und verschieden sind sie darin: die Cholera verweilt desto länger, je schlechter sie behandelt wird, die Freiheit aber verschwindet sogleich, wenn und weil sie von der Menge schlecht behandelt wird.

19.

Was zieht jetzt die vielen Egyptier so sehr überall nach ganz Europa? —

— Das Heimweh nach der egyptischen Finsterniß.

20.

Der Mensch soll gar nicht mehr fragen: „Warum?" Das Wort „warum?" muß er sich ganz abgewöhnen. Sie werden mich fragen: „Warum soll der Mensch nicht mehr fragen: „warum?" Daraus, daß daß ich Jenen diese Frage nicht beantwortete, werden Sie deutlich ersehen: warum!

21.

Das Schweigen ist der Gott der Glücklichen, der Schutzengel der Schwachen, der Vormund der Gescheidten, der Teufel der Verstockten und der Hofgerichts-Advocat der Dummen.

22.

Inwiefern sind Minister und Pantoffel sich oft gleich? —

Man gewinnt Beide oft erst dann lieb, wenn sie — abgetreten sind.

23.

Die kleinen Erscheinungen in der Weltgeschichte pflanzen sich fort, die großen Erscheinungen haben keine Folgen! So ist es auch im Menschengeschlecht selbst; die Zwerge vermehren sich, die Riesen aber haben keine Kinder.

Bemerkungen über Menschen und Thiere nebst ihrem Winter- und Sommervergnügen,

oder:

Wenn sich die Saphir'sche Akademie in Baden auch aus dem Staub machen wird, was wird den Kurgästen für die Kurtaxe an Netto Staub übrig bleiben.

Der allgemeine Mensch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, kömmt aus dem Staub und geht in den Staub, der allgemeine Mensch ist also ein allgemeiner Badner. Schon der erste Mensch war so ein Kurgast, er ging ganz allein in dem Park herum, nicht nur Mittags, um sich für sein Diner selbst zu braten, er ging den ganzen Tag in dem lieben Park herum, und es ist ihm, wie einem Badner Kurgast, so viel Vergnügen bereitet worden, daß er vor lauter Amusement eingeschlafen ist.

Während er schlief, wurde ihm die Kurtaxe aus den Rippen herausgeschnitten; glauben Sie aber, daß man ihm für diese Kur-Taxe Vergnügen bereitet hat? Gott behüte! Sein Weib hat man ihm daraus gemacht!

Ist denn die Kur-Taxe da, um den Kur-Gästen Vergnügen zu machen? Im Gegentheil, die Kurgäste sind da, um der Kur-Taxe Vergnügen zu machen.

In der Liebe, m. f. H. u. H., gibt es auch eine Kur-Taxe. Man hat jetzt für „Lieben" eine andere Bezeichnung: „die Kur machen." Die Liebe ist die Kur und die Ehe ist die Kur-Taxe, die Taxe, die der Mann für die Kur bezahlen muß, und nachher wundert sich der verliebte Kurgast auch, daß ihm die Kur-Taxe so wenig Vergnügen verschafft!

Liebe und Ehe! Ledig und verheirathet! Sein oder nicht sein! Wer ledig bleibt, bereut es, wer heirathet, bereut es auch! Wer ledig bleibt, bereut einsam, wer heirathet, bereut in Gesellschaft, da ist doch Abwechslung. Heute bereut er und sie hat Schadenfreude, morgen bereut sie und er hat Schadenfreude.

Der Mensch also ist im Allgemeinen Staub, der Mann ist Staub aus der ersten Hand, die Frau ist Staub aus der zweiten Hand, und aus der zweiten Hand ist alles viel theurer.

Was, m. f. H. u. H., hat der Staub für Vergnügen? Wann ist der Staub so recht seelenvergnügt? Wenn nicht aufgespritzt wird; da sagt der Staub, das ist mein Paradies; wir Badner Kurgäste sind Staub, in Baden wird nicht aufgespritzt, folglich ist Baden unser Paradies. — Es ist sonderbar wie sich die Zeiten ändern, die erste Frau war Staub aus Staub, und als der Mann diesen Staub sah, sagte

er: „Das ist Fleisch von meinem Fleisch, und Bein von meinem Bein." — Jetzt — wenn ein Mann oft so eine modern gekleidete Frau sieht, glaubt er — es ist Fleisch und Bein, es ist aber nichts als — Staub! —

In welcher Beziehung, m. f. H. u. H., war der erste Mann der glücklichste Ehemann? In Beziehung der Wohlfeilheit der Frauen-Toilette, die schönsten Crinolinen sind auf dem Baume gewachsen!

Also die ersten zwei Kurgäste haben schon Langeweile gehabt, und aus Langeweile haben sie gesündiget; -- das Geschlechts-Register der Sünde ist ganz einfach: Der Vater heißt „Müssigang" — und die Mutter heißt „Langeweile."

Der Mensch sucht sich die Zeit zu vertreiben und sündiget darauf los; so glaubt er sich die Zeit zu vertreiben, und vertreibt sich mit der Zeit auch die Ewigkeit. —

Warum, m. f. H. u. H., war die Sündenfrucht ein Apfel, warum nicht eine Birn — oder sonstiges Obst? Weil jede Sünde nur von einem Apfel herrührt — vom Augen-Apfel. — Der Augen-Apfel ist der Sodoms-Apfel der Wollust, der Stech-Apfel der Begierde, der Gallapfel der Scheelsucht der Zankapfel des Neides und der Reichsapfel im Reiche der Leidenschaft. — Die Langeweile, m. f. H. u. H., ist vom Anfang der Welt bis jetzt gleich geblieben, sie ist immer ein und dieselbe Lange-

weile. — Aber die Sündenäpfel haben sich in verschiedenen Gattungen vermehrt; wie vielerlei Sorten Sündenäpfel hat nicht unsere jetzige Obstbaum-Cultur; Borsdorfer-Sünden, Maschansker-Sünden, die auf lauter Apfelbäumen wachsen. — Hier in Baden ist eine löbliche Ausnahme, ganz schöne, starke, baumhohe Langeweile, und nicht das kleinste Apfelbäumchen. —

Es ist bekannt, im Paradiese haben alle Thiere gesprochen, da war noch allgemeine Conversation, die großen Thiere haben mit den kleinen Thieren ganz freundlich gesprochen. — Als der Mensch erschien, hat man den Thieren die Sprache genommen und sie dem Menschen gegeben; daher kommt es, daß noch viele Menschen die Sprache der Thiere an sich haben: die Ehemänner brummen wie die Bären, die Ehefrauen schreien wie die Pfauen vor dem Donnerwetter, die Zeitungsschreiber quacken wie die Frösche, Charlatane klappern wie die Störche, die Diplomaten gackern wie die Hühner bevor sie Eier legen, die Oppositions-Mitglieder im Parlament grunzen wie die Wildschweine, die dummen Kerle überhaupt sprechen die Sprache der Esel und sagen: I-a! I-a! I-a! und alle Leute, die ihre Steuern und Schulden nicht bezahlen wollen, sprechen die Sprache der Katzen und Wölfe — sie heulen und jammern.

Es ist bekannt, daß der Mensch die Sprache bekommen hat, um zu schweigen, und ich füge hinzu, der Mensch hat den Verstand bekommen, um sich

dumm zu stellen. Dem ersten Menschen ist es mit dem Geschenk der Sprache schlecht gegangen; so lange er allein war, hatte er mit Niemanden zu sprechen, und als er seine Frau bekam, ist er nicht mehr zu Wort gekommen.

Die Schlange hat auch gesprochen; die Schlange war die Hausfreundin und die Hausfreundinnen sind für den Mann gefährlicher als die Hausfreunde. Die Schlange hat die Menschen zur Sünde verführt, die Menschen wurden schlecht und verdorben, obschon es noch keine Buchdruckerkunst gab, die Menschen wurden räuberisch und gewaltthätig, noch bevor es Journale und Pari-Actien gab, und die Söhne der Großen liebten die Töchter der Kleinen, noch bevor es Badesaisons und Reunionen gab, kurz alle Menschen waren krank und schlecht, und der Himmel hat die Wasserkur mit ihnen probirt; Menschen und Thiere wurden nach Gräfenberg in die Arche Noe geschickt. — Noe, seine Kinder, ich und noch zwei mittlere Thiere bildeten das Kur-Comité.

Sie werden sich wundern, m. f. H. u. H., daß ich schon in der Arche mit war! Das ist die Folge der Seelenwanderung. Ich erinnere mich sehr wohl, ich existirte in der Arche Noe als ein „Schaf," als „gutes Schaf!" — So, m. f. H. u. H., kann sich mit der Zeit die Natur verändern.

In der Arche Noe hatte ich Gelegenheit gehabt, die Gedanken und Gewohnheiten der Thiere kennen

zu lernen, ich habe mich überzeugt, daß die Menschen gar keine Idee von der Thierwelt haben, daß sie nicht nur ihre Neben-Menschen, sondern auch ihre Nebenthiere — schief beurtheilen, verkennen und verleumden.

Ich hatte Zeit zu diesem Studium, zum Kur-machen war keine Gelegenheit, denn alles kam leider paarweise — Mann und Frau. — Jedes menschliche Herz, m. f. H. u. H., ist eine Arche auf dem Strome des Lebens, und in diese Arche, in das Herz des Menschen, ziehen auch alle Leidenschaften paarweise ein: Liebe und Haß, Treue und Eifersucht, Hoffnung und Furcht, Wissen und Irrthum, Vertrauen und Argwohn, Glück und Neid, Wohlthat und Undank, Verstand und Wahn u. s. w. Neben jedem Heiligenbild im Herzen steht eine Teufelsfratze, jede Frucht der Gedanken hat ihren Wurm, jede Blume der Empfindung ihre Raupe, jedes grüne Hoffnungsblatt hat sein Gall-Insect, jedes Licht seinen Schatten, jedes Sternlein seine Wolke, nur eine Frucht gibt es ohne Wurm, eine Blume ohne Raupe, einen Stern ohne Wolke und ein Licht ohne Schatten: den Glauben — das Licht des Glaubens. Der Glaube wirft keinen Schatten vor sich und keinen Schatten hinter sich, denn seine Sonne steht gerade ober seinem Haupte am Himmel, und wirft ihre Strahlen senkrecht in ein geläutertes Herz.

Wenn das Herz hier auf Erden alle seine Güter

verloren hat, so ist der Glaube der redliche Finder, der sie im Himmel alle wieder findet und wieder bringt! Der Glaube ist unser Sonnenschirm im Brennpunkte des Glückes, unser Regenschirm in dem Gewölke des Unglücks, unser Jagdschirm auf der wilden Jagd der Leidenschaften, unser Lichtschirm vor den Strahlen der Verblendung, unser Feuerschirm vor der Glut der Verzweiflung und unser Fallschirm an dem Luftballon hochfliegender Hoffnungen.

Also in der Arche bildete ich mich zum Advocaten der Thiere aus, aber fürchten Sie nichts, m. f. H. u. H., die Vorlesung soll deshalb keine langen Erstreckungen haben, ich will ausnahmsweise kurzen Prozeß machen.

Vor allen anderen Clienten will ich zuerst, wie ich es schon oft gethan habe, für die Esel das Wort nehmen, und bitte Sie höflichst, mich keiner Parteilichkeit zu beschuldigen.

Man sagt, der Esel ist dumm, woher weiß man das? — Hat schon Jemand mit einem Esel ein vernünftiges Wort gesprochen? Hat der Anti-Thierquälerei-Verein schon versucht, die Esel zu unterrichten? In den Schulen hat man eine „Eselsbank," sitzen kleine Esel oder kleine Menschen auf dieser Bank? Die Esel gehen nicht in die Schule und sind doch dumm, ein Beweis, daß man dumm sein kann ohne studirt zu haben.

Das Sprichwort sagt: „Der Esel geht nur

einmal auf's Eis;" — ist das dumm, daß er nicht mehrmal auf's Eis geht? —

Wie vielmal ist Klein-Deutschland schon auf's Eis gegangen? Man sagt: „Wenn dem Esel wohl ist, tanzt er auf dem Eis." Ist das dumm? — Die Esel tanzen nur, wenn ihnen wohl ist. — Ist allen Menschen wohl gewesen, die heuer in der ganzen Welt getanzt haben? Der Esel tanzt auf dem Eis, das ist gescheidt: er tanzt auf dem Eise — um sich warm zu machen, er tanzt nicht im August in der größten Hitze.

„Auf den Sack schlägt man und den Esel meint man." Ist das nicht gescheidt vom Esel, daß er merkt, man meint ihn? Bei vielen Menschen schlägt man an den Sack und sie erkennen nicht, daß man sie meint! Bei manchen Menschen muß es umgekehrt heißen: „Den Esel schlägt man und den Sack meint man!"

Der Esel hat lange Ohren, das ist ein beneidenswerther Mann, der kann sich alles, was ihm im Leben passirt, hinter's Ohr schreiben. Der Esel ist grau! Goethe sagt: „Grau ist alle Theorie" — folglich ist der Esel die Theorie und der Mensch die Praxis.

Der Esel ißt Dornen und Disteln, das ist die Kost der Philosophen. — Die Esel essen Dornen und Disteln, da sind sie vor Theurung und Mißwachs sicher. Die orientalischen Fragen und die Dornen

und Disteln gerathen immer, und kein Kornwucherer kauft Dornen und Disteln auf.

Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir, Ihnen eine Anekdote aus der jüngsten Vergangenheit meines Lebens zu erzählen:

Einer meiner Gegner ließ mir neulich sagen, ich sollte, anstatt „Wilde Rosen" zu schreiben lieber Disteln und Dornen pflücken. Ich ließ ihm zurück sagen: „Der Rath ist weise, ich würde ihn gerne befolgen, allein ich bin im Grunde ein guter Mensch und möchte selbst meinen Gegnern nicht die Nahrung abschneiden!"

Es gibt in der Welt, m. f. H. u. H., zwei Privilegien. Ein schönes Frauenzimmer hat das Privilegium: dumm zu sein, und ein geistreicher Mann hat das Privilegium: häßlich zu sein; das ist theilweise sehr recht, eine dumme Schönheit bleibt noch immer eine schöne Dummheit; aber es ist schlimm mit diesem Dummheits-Privilegium der Schönheit, die Schönheit vergeht und das Privilegium besteht!

Ein geistreicher Mann, ein Genie, hat das Privilegium, häßlich zu sein; das wäre auch sehr gut, wenn man's nur — sowie jedes andere Privilegium — nach einigen Jahren zurücklegen könnte.

Es gibt aber Menschen, die blos mittelmäßige Talente sind und häßlich sind wie ein Genie, solche Männer könnten vom weiblichen Geschlechte

gerichtlich belangt werden, wegen Betreibung eines unbefugten Privilegiums!

Der Mensch hat für seinen Lebensweg drei Lichtkörper mitbekommen: Gelehrsamkeit, Talent, Genie. Was ist der Unterschied zwischen diesen drei Lichtkörpern und wie behaupten sie sich gegen einander? Erlauben Sie mir gütigst, Ihnen das durch ein kleines Gleichniß klar zu machen. Einst ging ein armer Fußgänger, gestiefelt und gespornt einen steinigen Waldweg, um bei Tag und Nacht sein Brot zu erwerben. In seiner Tasche nahm er drei Dinge mit, um sich stets Licht und Feuer zu verschaffen. ein Brennglas, Zündhölzchen und einen Feuerstein. — Des Tages über, — so oft der Mann seine Pfeife anzünden wollte, oder sonst Licht und Feuer brauchte, nahm er zum Brennglase seine Zuflucht, wodurch sein Wunsch erfüllt wurde — er und das Brennglas sahen dann mit Verachtung auf Zündhölzchen und Feuerstein herab. Da wurde es Abend, die Sonne sank und ging unter. Der arme Fußgänger brauchte nun erst recht Licht, er nahm das Brennglas zur Hand, um sich Licht zu holen, aber da zeigte sich — daß im Brennglas selbst kein Licht ist, daß es seine Strahlen nur von einem fremden Körper gesammelt hat; der Mann warf das Brennglas als unnütz bei Seite — und griff zu den Zündhölzchen. Unter zehn Zündhölzchen war keines brauchbar, das eilfte Zündhölzchen

brannte zwar, aber bald flackerte das kleine Hölzchen zu Ende, der kleinste Lufthauch blies es aus, bevor er sein Licht daran anzünden konnte; da warf der arme Fußgänger auch das Zündhölzchen fort, ergriff in seinem Unmuth auch den eckigen Feuerstein, warf auch diesen Feuerstein als unnütz auf den Boden hin, und stieß mit dem gespornten Fuß verächtlich daran. — Da sprangen aus dem armen mit Füßen getretenen Feuerstein die hellen Funken in die Dunkelheit hinein, und der Mann bekam durch sie Licht und Feuer. — Das, m. f. H. u. H., ist die Geschichte der Gelehrsamkeit, des Talentes und des Genie's! —

Die Gelehrsamkeit ist das Brennglas; sein Licht ist aus fremden Strahlen gesammelt; das Talent ist das Zündhölzchen, unter zwanzigen ist eines brauchbar, und das kleinste Hinderniß — der kleinste Wind löscht es aus. — Das Genie ist der Feuerstein, — der Funke wohnt in ihm, ist sein Eigenthum, ist seine Natur, — gerade an den eckigen scharfen Kanten sind seine Feuerstellen — und mit Füßen getreten, sprüht er seine Funken erst hell um sich aus!

Nun komme ich zu den Schafen. Man sagt: ein dummes Schaf; ist es dumm weil es sich hören läßt, oder ist es dumm weil es in der Wolle sitzt? Wenn es wettert, stecken die Schafe die Köpfe zusammen, wenn die Schafe die Köpfe zusammen-

stecken, dabei kömmt kein Unheil heraus, aber wenn die Menschen die Köpfe zusammenstecken, kömmt gewöhnlich eine Schlechtheit oder Dummheit heraus.

Man sagt: eine dumme Gans; das schmerzt mich, ich muß ihre Partei nehmen. Die Gänse sind klug und vorsichtig; belieben Sie nur einmal zu bemerken, wenn eine Gans unter einer Brücke durchschwimmt, der Brückenbogen mag noch so hoch gebaut sein, die Gans duckt ihren Kopf nieder, das ist vorsichtig von der Gans; sie denkt sich, daß muß ich mir angewöhnen, wer weiß, was sie mir einmal für einen Hut aufsetzen, daß ich da oben anstoße und die Brücke ruinire.

Der große Naturforscher Cuvier erzählt: die Gänse, wenn sie über den Taurus ziehen, oder sonst über einen erhabenen Berg, wo Raubvögel horsten, nehmen sie, um sich durch ihr Schnattern nicht zu verrathen, Steine in den Mund, ist das nicht klug? Sollten also unsere Blaustrümpfe und Schriftstellerinnen und Recensentinen, bevor sie über erhabene Gegenstände schnattern, nicht auch Steine in den Mund nehmen? Die alten Gänse, bevor sie trinken und den Schnabel in das Wasser tauchen, strecken sie erst den Hals in die Höhe und schauen sich lange um und um; wäre das von gewissen alten Klatsch-Schwestern nicht auch klug, wenn sie sich erst gut um und um sehen möchten, wer sie hört, bevor sie sich den Schnabel eintunken?

Man sagt: die Krebse gehen zurück; es ist nicht wahr, der liebe Himmel hat blos gewisse Geschöpfe hervorgebracht als Formular künftiger Erfindungen und Einrichtungen. Die Schnecke ist ein Formular der künftigen Häusernoth; die Krebse sind ein lebendiges Formular der „Creditactien,“ sie gehen so lange zurück bis sie ganz heiß abgekocht sind.

Man sagt, unser Zeitgeist geht zurück, es ist nicht wahr, unser Zeitgeist ist blos ein Politicus, er geht nicht zurück, er kehrt sich blos um und geht vorwärts. — Man sagt: die Katze ist falsch, es ist nicht wahr, der Mensch ist viel falscher; die Katze, wenn man sie gestreichelt hat, macht zum Dank einen Katzenbuckel, der Mensch macht erst einen Katzenbuckel, damit man ihn streicheln soll.

So sind die Thiere oft viel reeler als die Menschen. Der Mensch soll an vielen Thieren nicht vorüber gehen ohne ihnen ein tiefes Compliment zu machen. Der Mensch sollte vor jedem Ochsen Respect haben; all unser Licht kömmt von dem Ochsen her. Wo kömmt unser Licht her? Aus der Laterne! Was steckt in der Laterne? Ein Talglicht! Wo kömmt der Talg her? Vom Fett eines ausgelassenen Ochsen! Also unsere Aufklärung kömmt uns vom Ochsen der Laterne. Wie unnütz ist ein ausgelassener Mensch, und wie nützlich ist ein ausgelassener Ochs!

Der Mensch soll an keiner Gans vorübergehen, ohne den Hut abzuziehen, den in jedem Gans-

flügel steckt eine zukünftige Autographen-Sammlung!

In der Menagerie sollte der Mensch vor keinem Elephanten vorübergehen ohne ihm dafür zu danken, daß er als ein so großes vornehmes Wesen manchmal einen Scherz versteht und einen harmlosen Spaß nicht übel nimmt, während die ganz kleinen Thierchen, z. B. das Eichkätzchen, bei der kleinsten Neckerei giftig und bissig werden.

Der Mensch soll an keinem Löwen vorübergehen ohne in Ehrfurcht vor ihm hinzuknien; denn der Löwe als der höchste seiner Gattung ist gerecht und großmüthig. Es ist unter den Menschen wie unter den Thieren; je höher hinauf, desto gerechter, desto edler, desto großmüthiger.

Die Löwen sind nicht nur gerechter, sondern höflicher als die kleinen Marderchen und Iltischen.

Der Adler ist großmüthiger und schaut freundlicher d'rein als die kleinen Würger.

Am Baume der Gerechtigkeit wachsen auf dem höchsten Zweig die edelsten Früchte. Nur die untersten, niedersten tragen die Zwergel-Tyrannchen!

Die Schöpfung ist auch sehr weise umgegangen in der Einquartirung ihrer Geschöpfe. In Klein-Deutschland gibt es keine Elephanten. Wenn's in Deutschland Elephanten gäbe, und so ein Elephant ginge beim schlechten Wetter, wenn der Boden weich ist, durch Klein-Deutschland, so würde er Gefahr

laufen, daß ihm so ein Reuß-Greiz, ein Lippe-Detmold am Fuße kleben bleibt. In Baden lebt kein Diogenes, denn da müßte er erst eine Laterne suchen, um einen Menschen zu suchen.

Aus dieser Zärtlichkeit und Rücksicht, mit welcher die Schöpfung die Thiere behandelt, aus ihrer Art und Weise, die vermeintlichen Fehler der Thiere zu beschönigen, sollte der Mensch lernen, auch die Fehler der Menschen zu verschönern und sich über sie feiner auszudrücken. Man kann das Gröbste sagen, wenn man's nur fein ausdrückt.

Z. B. Der Mensch sagt von Jemanden: „Das ist schon der dümmste Mensch, den ich kenne," das ist grob; er könnte dasselbe auf eine feinere Weise sagen, nämlich: „Das ist schon das klügste Schaf, das ich kenne."

Eine Dame sagt von Jemanden: „Das ist der häßlichste Mann, den ich je gesehen habe"; das ist eine Beleidigung! Die Dame könnte dasselbe auf eine schmeichelhafte Weise ausdrücken, nämlich: „Das ist der schönste Affe, den ich je gesehen habe!" —

Das alles, m. f. H. u. H., habe ich in der Arche Noe aus Langeweile zusammen geschrieben; wir haben sogar wie in Venedig und Rohitsch aus Langeweile Lotterie und „Tombola" gespielt. Was ist das menschliche Leben, ein Lotterie-Spiel, ein Tombola! Der Me sch wird erst als einzelne Nummer aus dem Mutterleib gezogen; dann zieht ihm der

Himmel, der die Ehen schließt, die zweite Nummer: seine Frau! Das ist die Ambo! — Nun sollte man nach Tombola-Gesetz gar nicht mehr mitspielen, aber ein gescheidter Mensch macht sich nichts wissen, daß er schon seine Ambo gemacht und spielt wieder mit, darauf zieht sich seine Frau die dritte Nummer: den Hausfreund — und das ist — der Terno! Das hat zwar den Curgästen auch die Langeweile nicht verscheucht, aber da sie schon ihre Cur-Taxe bezahlt hatten, so machten wir uns nichts daraus.

Endlich hatte der Himmel und ich Mitleid mit den Menschen, die Vorlesungs-Gewässer verliefen sich, die Menschen stiegen aus, und dankten dem lieben Himmel. Die Arche blieb auf dem Berge sitzen, da steht sie noch heut zu Tage als „Moriz-Ruhe."

Die Curgäste verliefen sich nach dieser Sündfluth, die Wiener gingen nach Wien, ein jedes ging in sein Vaterland zurück, nach Ungarn, nach Italien, nach Steiermark u. s. w. Die meisten darunter nach Jerusalem! Noa aber — als guter, echter Badner — ging mit Weib und Kind sogleich zum „Heurigen!"

Ein Kokettir-Feldzug.

Wenn der Mensch nur ein Bischen Koketteriegeist hat, kann er immer zu etwas kommen! Die Koketterie ist die Tochter der Langeweile eher als das Kind des Leichtsinns.

Die Langeweile hat verschiedene Quartiere, in unseren Journalen hat sie ein Absteigquartier, in unsern Salons das Winterquartier, aber im Theater hat sie ihr Hauptquartier.

Allüberall, in Cirkeln, in Salons, in Abend-Unterhaltungen, hofft man Kurzweil zu finden und findet Langeweile, nur im Theater bringt man sie mit und findet sie vorräthig. Es ist eine abonnirte Langeweile, man schiebt sie von seinem Hause ab und bindet sie der Oeffentlichkeit auf.

Wer sich die Mähe nimmt und während eines ganzen Abends hindurch sich im Theater umsieht, die verlängerten Gesichter, die vorgehaltenen Fächer zählt, der kann sich seine eigene Langeweile dadurch etwas verdünnen.

Geht Jemand des Stückes wegen in's Theater?

Selten Jemand!

Man versuche und gebe das klassischeste Stück, die

vortrefflichste Oper, die vortrefflichste Execution, und bemerke dabei, daß nur eine Person der Vorstellung beiwohnen darf, die eine Person würde auch nicht kommen.

Man möchte sagen, jeder Mensch geht in's Theater aus einer Art unbewußter Schadenfreude, um Augenzeuge zu sein, wie sich andere langweilen.

Die Langweile im Theater ist also die Mutter der Koketterie, und sie ist eine gute Mutter, sie säugt ihr Kind selbst.

An jedem andern Ort ist das Kokettiren ein Privatgeschäft, im Theater ist es eine öffentliche Unternehmung, eine Bank, eine Volkssache. Die Kunst zu kokettiren sucht noch ihren Knigge, ihren Plutarch, ihren Vauban.

Alles kokettirt, der Mann, die Frau — das Mädchen, der Jüngling — die Witwe, die Strohwitwe und sonstigen Witwen, der Witwer — die Schönen, die Häßlichen, die Jungen, die Alten — der Diplomat, Advokat, der Philosoph und der Schafskopf.

Es gibt Frauen, die nicht kokett sind oder nicht kokettiren würden, aber die Natur befiehlt es ihnen; die Eine hat Augen, die so gebaut, so gewölbt sind, daß, wenn man sie ausschnitte, und zwischen die Fenster hinge, es aussähe, als ob sie kokettiren. Die andere hat einen Mund, der mit den Lippen kokettirt, Lippen, die mit dem Lächeln kokettiren, es ist physische, es ist anatomische Koketterie. Andere haben eine

kokette Nase, ein kokettes Näschen, die griechischen Nasen kokettiren von oben herab, die aufgeschürzten Stumpfnasen kokettiren von unten hinauf.

Man kann durch den Handschuh kokettiren, durch den Fächer, durch das Bouquet, durch den Lorgnon. Am unwiderstehlichsten, am wirksamsten kann man durch eine „Mantille“ kokettiren!

Es gibt Damen, welche ganze Bände Koketterie durch die Mantille schreiben. Die Mantille fallen lassen, halb fallen lassen, sie hinaufziehen, sie zurecht schieben u. s. w., das sind lauter Kokettir-Paragraphe.

Und nun gar der „Ellenbogen!“ Ein Normal-Ellenbogen aus weißem Leben nach allen Regeln der Ellenbogen-Grammatik behandelt, kann mich in einen gelinden Liebes-Wahnsinn versetzen.

Man spricht von dem sogenannten Anmuthsgrübchen in der Wange, welches von dem Druck des kleinen Fingers eines kleinen Amors entstanden sein soll, aber es gibt Anmuthsgrübchen, die mit dem Zauber der Anmuth die errathende Phantasie mit leisem Wonneschauer erfüllen, die Grübchen, die sich an dem Umschwung des Ellenbogens zum Arme bilden. Ein solcher Ellenbogen auf eine Brüstung gestützt, halb aufgerichtet, ein wenig in Spirallinie gezogen u. s. w. ist ein ganzer Artilleriepark an Kokettiren.

Das Theater ist der Exercierplatz aller Waffengattungen der Koketterie, ein wahres Marsfeld.

Vor dem Theater-Koketterie-Gesetz sind alle gleich!

Im Theater kann, darf Jeder und Jede mit Jedem und ohne Unterschied des Rangs, des Logenrangs u. s. w. kokettiren. Ein Jeder, eine Jede kann ihr Glück versuchen, nützt es nichts, so schadt's auch nichts Die Langeweile wird doch einigermaßen gemildert.

Es gibt Fälle, viele Fälle, wo eine Dame so ganz und gar nichts mit dem Theater, mit dem Stück, mit sich anzufangen weiß, und sie kokettirt mit diesem oder jenem Mann, oder läßt mit sich kokettiren. Letzteres sollte eigentlich polizeilich, sanitätisch verboten sein. Kokettiren läßt sich entschuldigen, die Koketterie hat ihre Natur-Berechtigung, ihre historische Berechtigung, da ist Ehrlichkeit dabei. Der Einsatz ist im Spiel derselbe, macht es der Dame ein Vergnügen, ihre Langweile mit einer Anbetung par distance, mit einer Blick-Taubenpost auszufüllen, gut, sie riskirt das was der Mann riskirt; jeu égal, carte ouverte.

Aber es gibt holde Schönen, die blos mit sich kokettiren lassen! Man kann nicht sagen: sie rekokettiren, man kann nicht sagen, daß sie mit den Blicken antworten, und sagen: „Schreib' mir wieder," nein, aber sie brechen die Correspondenz nicht ab — sie antworten nicht, aber sie nehmen die Augenbriefe in Empfang, man sieht, daß sie die Briefe lesen, gegen den Inhalt nichts haben, den Brief zu sich stecken, aber blos als eine Autographen-Sammlung, eine Augen-Handschrift mehr im Blick-Album! Ein solches Verfahren, ein solches menschenherz-

fressendes Koketterie-Verfahren sollte von einer eigenen Theater-Polizei zum Wohle der öffentlichen persönlichen Sicherheit untersagt sein. Es gibt im langweiligen deutschen Reich keinen größeren Narren als den Schreiber dieser Zeilen. Erstens schon deßhalb, daß er der Schreiber dieser Zeilen im langweiligen deutschen Reich ist; dann aber, daß er noch immer nicht von der Jugendthorheit zurückgekommen ist zu kokettiren und bei dieser Gelegenheit alle kokettirenden Wesen im Theater zu kontroliren und zu studiren. Ja, er ist ordentlich ein Kokettir-Mouchard! Es gibt im Theater nicht zwanzig Personen, von welchen er durch jahrelange Aufpassung nicht wüßte, wie, wohin, mit wem, wodurch, wie lang, zu welchem Zweck, mit welchem Geschick, ob mit Zweck oder zwecklos sie kokettiren und sich ankokettiren lassen.

Gewiß haben sich schon viele schöne Damen den Spaß gemacht, den Kokettirer und Schreiber dieser Zeilen mit einem Bischen Kokettiren zum „Narren“ zu halten, aber er denkt an den großen Philosophen — Montaigne — und läßt sich's gemüthlich gefallen.

Montaigne nämlich, der tiefe Denker, hatte kein anderes Vergnügen als eine Katze, mit welcher er täglich eine halbe Stunde spielte. Er legte sich zu ihr auf den Teppich mit einem Knäuel u. dgl. und amusirte sich an ihren Capriolen.

Plötzlich gab er auch diese Unterhaltung auf; als man ihn fragte, warum? sagte er, er habe immer ge-

glaubt, er spiele mit der Katze, aber auf einmal habe er in dem Auge der Katze etwas bemerkt, das zu sagen schien: „Du glaubst mit mir zu spielen, wie wär's denn, wenn ich mit Dir spielte und ich mich mit Dir amusirte?"

So kann man in dem Kokettirspiel also niemals wissen, wer eigentlich mit dem andern spielt. Ich, der Schreiber dieser Zeilen, bin aber von der Vorsehung zu einem einem eigenen Kokettir-Helden ausersehen. Denn Alles ist erlaubt Malern, Dichtern und — Narren.

Es war in Baden.

Wenn's in Baden regnet, muß man in's Theater gehen, um in's Trockene zu kommen, und wenn in Baden die Sonne scheint, muß man auch in's Theater gehen, um sich — aus dem Staub zu machen.

Die Akustik des Badner Theaters ist der Augensprache nicht sehr günstig, die Blicke verschlagen!

Es wurde „der falsche Schlüssel" aufgeführt. Ich saß in der Loge und robotete Koketterien. Das Theater war ziemlich besucht. Lange irrten meine Blicke umher, ohne irgend festen Boden zu finden.

Endlich fielen sie in der Mitte des Parterres auf ein Bündel Schwachheit in Frauenkleidern. Es waren drei bis vier Frauenzimmer, von welchen ich nicht wußte, gehörten sie zusammen oder gehörten sie auseinander. Zwei von ihnen sahen zu meiner Loge empor. Als sie sahen, daß ich sie beobachtete, flüsterten sie einer ihrer Nachbarinnen etwas zu. Diese gab einer von

ihnen den Theaterzettel in ganz eigenen Biegungen zu falten und zu legen. Neues Geflüster mit der Freundin, worauf Lächeln unter sich, und neue Manipulation mit dem Theaterzettel. Ich sah angestrengt hinab, endlich hatte sie den Theaterzettel von dem Stück „der falsche Schlüssel" so zusammen gelegt, daß er fast wie ein Brief aussah, den sie mir zuwendete, mit den Worten: — „Der Falsche" —!

Die Adresse war zu klar und der andeutende Blick dazu! — Ich war um die Antwort nicht lange verlegen. Ich nahm meinen Theaterzettel, legte ihn zum Retour-Brief in die rechte Faltung und hielt ihn hinab, es war darauf nichts zu lesen, als: — „Falsche" —!

Diese Correspondenz blieb von einer Frau im zweiten Stockwerke nicht unbemerkt, und verschaffte mir des andern Tages folgendes Schreiben:

„Alter Jüngling!

Schon abgestreift das Flügelkleid und noch ein Schmetterling? Noch ein Schmetterling und schon das Theresienbad gebrauchen? Schon jeden Morgen in Schwefel liegen und noch jeden Abend Pech haben?!

Ja, gestern Abend hat der Sänger der „wilden Rosen" Pech gehabt, denn eine Dame hat ihn und seine Manöver mit dem Theaterzettel: „Der falsche Schlüssel" belauscht! „Der Falsche!" — „Falsche!"

Wo ist aber der Schlüssel zu diesem Hin- und Hertelegraphiren? Ich bin darüber außer mir!

Sie sollen das Kokettiren schon aufgeben und auf

Ihr Perspectiv den Theaterzettel aufhängen: „Das letzte Fensterln!"

Aber der Moriz gibt halt noch kein Ruh — (dieser Witz ist seit Entstehung der Moriz-Ruh in Baden chronisch geworden) — er kokettirt noch immer fort! Sie haben mit mir auch schon kokettirt, aber ich war dazumal anderseitig beschäftigt.

Morgen geh' ich nach Wien zurück, und ich werde sehen, ob Sie scharfsinnig genug sind, in einem Wiener Theater die Schreiberin dieser Zeilen herauszufinden, und mich es im Theater merken zu lassen.

Ihre Antwort trifft mich Wien poste restante unter folgender Adresse 2c." — — —

„Poste restante"! Welches Wort! welche Weltgeschichte! „Poste restante!" Wie viel Romane, Novellen, Drama's, Possen und Trauerspiele liegen nicht täglich in Wien „poste restante"! Wie viel gekrönte Ehehäupter, wie viel getäuschte Frauen, wie viel gebrochene Herzen, wieviel bittere Thränen, wieviel kolossale Dummheit, wieviel grobe Mystifikation geht nicht täglich in Wien bei „poste restante" aus und ein?

Gebt mir acht Tage die Geheimnisse der Wiener „poste restante" frei, und Ihr sollt Bände voll rührender, Bände voll schauerlicher, Bände voll komischer Dekamerone haben.

„Poste restante" ist der venezianische Löwenrachen Wiens! „Poste restante" ist oft jene Post, auf welcher die Jugend zum Teufel fährt, auf welcher

die Täuschungen in Kutschen und Retour-Kutschen transportirt werden!

„Poste restante“ ist eine Erfindung der Hölle und eine Entdeckung des Himmels. „Poste restante“ ist der kürzeste Weg zur längsten Reue! „Poste restante“ ist die Filialbank der Armensünderbank! „Poste restante“ ist das Durchhaus von „Bekanntschaft“ zum „rendez-vous,“ — vom „rendez-vous“ zum „rendez-tout“!

Und noch einmal sollte auch ich den Weg aller billets doux über die ponti dei sospiri der Stadt-Post und Poste restante machen!

Jung gewohnt, alt gethan, und dann im Alter — jung gethan!

Ich schrieb unter der angegebenen Adresse poste restante folgende Antwort:

„Junge Aeltlingin!

Schon so orthographisch und noch so poste restante! Noch poste restante und schon so „zu Haus“ in derlei Sachen! Schon so „zu Haus“ in derlei Sachen und noch nicht bei sich, sondern außer sich! Noch so außer sich und schon so innerlich!

Ich soll das Kokettiren schon aufgeben? Sie sehen, ich habe es wirklich „aufgegeben“ und es ist wirklich „angekommen“ an die rechte Adresse!

Zum Kokettiren und Lernen ist der Mensch nie zu alt! Au contraire im Gegentheil! Ist es nicht mehr Triumph, einen alten Mann zum Narren zu halten als einen jungen Mann? Kann das der weiblichen

Eitelkeit schmeicheln, wenn junge Männer, die wie wahre Dingsda jedem Blick zulaufen, mit ihnen kokettiren, und ist es nicht mehr Siegeszeichen, wenn ein 60jähriges Herz, das nicht mehr Alles ißt, nicht Alles gut findet, dem nicht Alles schmeckt, noch von einem Herzheißhunger befallen wird, als so ein junges Herz, welches Alles delikat findet — und Alles verdaut?

Und nun gar Poeten! Poeten werden nicht alt, selbst wenn sie nicht in der Jugend Hungers sterben! Ein alter Dichter bleibt stets ein junger Liebhaber gegen die jetzigen jungen Liebhaber, die alt sind ohne zu dichten!

Also meine holde Unbekannte, ich nehme es mit Ihnen auf. Ich werde Sie in einem Wiener Theater zu suchen und unter Tausenden herauszukokettiren wissen! Ich rechne aber darauf, daß, wenn ich Sie erspäht, entdeckt habe, Sie mir durch ein Zeichen zu verstehen geben, daß ich nicht auf dem Holzweg, sondern auf dem richtigen Poste restante-Weg bin.

Auf Wiedersehen, oder vielmehr auf „suchen, sehen und finden!" Ihr S—."

* * *

Es war im Carl-Theater, im Theater, wo man lacht, wo man bei Licht lacht; im Theater, wo man nicht im Dunkeln darüber bleibt, ob man sich amusirt, im Theater, wo man amusirt wird, wenn man sich nicht selbst amusirt.

Es wurden zwei Stücke gegeben: „Der Gaukler," und „Frage und Antwort."

„Der Gaukler" ist jenes Stück, in welchem Nestroy das non plus ultra leistet.

Ich saß in meiner gewöhnlichen Eckloge des Parterres, mit meinem grünen Schirm.

Für mich ist ein Schirm das, was für den Feldherrn das Schlachtfeld-Perspektiv ist.

Der Schirm ist zugleich Mittel und Zweck; er ist dem Manne das, was der Frau ein Fächer ist. Er ist Telegraph, Zukunftsmittel, Verlegenheitsretter, Gelegenheitsmittler, er ist der Filtrirsack der Kokettirblicke, der Distillateur des Geistes, der von Auge zu Auge geht.

Ein Fächer macht oft weiß, daß die Wange erröthet, ein Fächer schlägt zum Ritter, ein Fächer macht dem Kalten heiß und dem Hitzigen hitziger.

Ich habe einen Schirm, weil mein Augenlicht abnimmt, vielleicht weil es einst zu viel Abnehmer fand; das Licht blendet mich, das Lampenlicht nämlich nicht das geistige Licht, das nicht gerade in den deutschen Theater blendend tst.

Ich lachte über Nestroy homerisch! Aber Alles hinter dem Schirm.

Im Zwischenakt schickte ich den Mitarbeiter meiner „Kokettir-Novelle," den Operngucker, an die Arbeit.

Als ich so hin und her nivellirte, erblickte ich auf einem Fauteuil des ersten Ranges, meiner Loge gegenüber, eine blaue Mantille, bewohnt von der Büste einer Muse, überwacht von zwei blauen Augen, in welchen zwei Sterne wie in Aether standen.

Ein sogenannter „Stecher" bedeckte diese Sterne. Es ist nichts, das ich tödtlicher hasse als einen gewissen Stecher einer gewissen Dame, in einem gewissen Theater, an einem gewissen „graden Logen-Tag."

So eine Glasdecke über Vergißmeinnicht ist ein Frevel an den Grundrechten der Augen, an dem Missionsgeschäft der sehnsuchtsvollen Blicke, die nach diesen Sternen wandern, und welchem diese zwei dummen Glasstücke den graden Weg abschneiden. Man kann sehr schwer erkennen, wohin sich die Blicke hinter einem Stecher eigentlich richten, d. h. wenn die Dame nicht will, daß man den Weg erkenne, den der Teufel geht auf Erden; denn solche Blicke sind wahre Teufel, denen man sich gerne verschreibt, um sich von ihnen in's Paradies holen zu lassen. Aber Blicke hinter einem Stecher sind für den, der sie beobachtet, „hinkende Teufel," von denen der „verliebte Teufel" nicht weiß, ob er einen „Teufels-Antheil" davon bekömmt.

Dieser gewisse Stecher einer gewissen Dame in einer gewissen Loge in einem gewissen Theater an dem gewissen „geraden Tage" hat meine ganze Kokettérie-Strategik über den Haufen geworfen und ich denuncire hiemit diesen Stecher als den einzigen Feind, bei dem etwas Angenehmes herausschauen würde, wenn ich ihn beseitigen und ihm den Hals brechen könnte.

Der Leser sieht, ich bleibe bei meinem Gegenstand; in der Bezeichnung „Kokettir-Novelle" liegt meine Berechtigung selbst mit der Kokettérie zu kokettiren

und der Leser weiß, was er dem Vorrecht des Humors zu Gute halten muß.

Ich komme nun zu meiner Dame im Fauteuil zurück. Ich nahm mir vor: sie muß herabsehen. Es sei hier eine Art magnetisches Geheimniß besprochen, das sich seltsamer Weise fast stets bewährt.

Jeder kann jede andere Person nöthigen, ihre Blicke auf ihn zu richten, durch ein gewisses starres, unverwandtes Anschauen! Aus Hunderten heraus kann Jemand eine Person zwingen, ihre Augen nach ihm zu wenden, wenn er sie mit den Gedanken und mit unabgewandten Blicken magnetisirt. Es ist dies eines jener Räthsel, welche weder vom Magnetismus noch vom Od erklärt worden sind und doch sich bewahrheiten.

Ein Blick ist ein Strahl, er hat irgend etwas Materielles an sich, er muß berühren wo er hingerichtet ist, und in diesem unerklärlichen Stoff-Etwas mag vielleicht die Erklärung des Geheimnisses liegen.

Die Dame sah herab und ich sah deutlich — was? Das kann ich nicht sagen, es war nichts Sichtbares, nichts zu Bezeichnendes, aber es war etwas, was mir, ohne daß ich sagen könnte wodurch, die Scene im Badner Theater und den Poste restante-Brief, wie aus dem Boden herausgezaubert, in's Gedächtniß brachte.

Ich sah wieder hinauf, der Stecher blendete mein Auge, mein Operngucker stellte seine Arbeit ein. Während des Stückes nahm ich meinen Schirm vor

die Augen und lugte durch die Fächerstäbe unbemerkt und ertappte sie auf Blicken und auf ein „Mitsich-selbstlächeln," die ich als Beweismittel meiner Vermuthung zu nehmen nicht anstand.

Nun ging ich an's Verhör. Ich faltete den Theaterzettel als Billet oder als Correspondenz, legte ihn auf die Logenbrüstung, sie las: — „Antwort!"

Nach wenigen Minuten als die Aufmerksamkeit des Publikums ganz auf die Bühne gerichtet war, sah ich ihre zwei weißen Handschuhe wie die Brieftauben und den Theaterzettel gefaltet, wie zufällig so auf die Brüstung gelegt, und ich las: — „Gaukler —!"

Nach einigen Minuten faltete ich den Theaterzettel wieder und er sagte die Antwort: — „Zum ersten Male!"

Und nach kurzer Zeit schrieb der Theaterzettel von der Brüstung herab, zierlich zusammengelegt: — „Ein dramatischer Scherz!"

Nun nahm ich meinen Bleistift, fabrizirte ein dickes Fragezeichen und legte meinen Theaterzettel so, daß er die Frage aussprach: — „Anfang um —?"

Darauf erfolgte im Theater keine Theaterzettel-Antwort mehr.

Hier ist das Abenteuer für die Leser zu Ende. Die historische Gewissenhaftigkeit gebietet mir nur noch zu berichten, daß jene Dame die Badner „Poste-Restantin" war, sich als solche dokumentirte, und so endete dieser Kokettir-Feldzug ziemlich unschuldig.

Inhalt des dreiundzwanzigsten Bandes.